

Rewaz Mischweladse



# NOVELLEN

---

Übersetzung aus dem Georgischen von  
Heinz Fähnrich und Kristiane Lichtenfeld



Լոսթոնգրի մ

Լոսթոնգր

Երկրագործ

Երկրագործ

Երկրագործ

2017թ

## Vorwort

### Revaz Mischweladse

Georgischer Schriftsteller, Schota Rustaweli –Preisträger wurde am 1. Januar 1940 in Georgien, in der Stadt Kutaissi, geboren.

Nach der Beendigung der Kutaisser Mittelschule, studierte er an der Fakultät der Philologie an der Tbilisser Staatlichen Universität (1958 –63). Er absolvierte die Aspirantur 1967 an derselben Universität. 1973 promovierte er zum Doktor der Philologie. Sein erstes Buch „Zerbrochene Festung“ erschien im Jahre 1963. Er ist Autor der 61 Bücher. Er schrieb Novellen, Erzählungen, Theaterstücke und Essays.

Seine Werke sind fast in alle Sprachen der Welt übersetzt und herausgegeben: (Englisch, Japanisch, Russisch, Spanisch, Vietnamesisch, Bulgarisch, Persisch, Aserbaidshianisch, Abchasisch, Jüdisch, Armenisch u.a.).

Revaz Mischweladse wohnt in Tbilissi. Er ist Mitglied des internationalen Verbandes der Literaten und des Verbandes der georgischen Schriftsteller. Er ist der Redakteur der literarischen Zeitung – „Zeitung der Schriftsteller“ und des Magazins „Komfort“. Zugleich ist er Präsident der georgischen Phänomen der wissenschaftlichen Akademie und Vorsitzende der modernen Literatur an der Tbilisser Staatlichen Universität. Revaz Mischweladse sind folgende Preisen zugesprochen.

- Staatlicher Preis Georgiens (fünf jährige Chronik) – 1985
- Niko Lordkipanidse Preis: 1987
- Akaki Tsereteli Preis: 1993
- David Kldiaschwili Preis. 1995
- Preis von „Mescheti“ – 1996
- Literarischer Preis. Israelische Literatur (M. „die Fahne“) –1997
- Rustaweli Preis. 1998
- Memed Abaschidse Preis: 1999

Nach seinen Novellen „Fußgänger“, „Ohne Bandle“ (georgisches musikalisches Instrument), „die Beichte“ sind in Georgien und im Ausland ein Kurzfilm gedreht und Theaterstücke aufgeführt worden. Zusammen mit dem Schauspieler Pavle Nosadse hat Revaz Mischweladse georgischen Novellen den Grund gelegt. Zur Zeit ist er Sekretär des georgischen Schriftstellerverbandes.

# Ein Mann mit Charakter



„Lieber Dshoto!“ ertönte die Stimme des Vorsitzenden. Ich schaute auf die Sprechanlage, an der ein Lämpchen aufleuchtete.

„Am Apparat, Batono\* Wianor.“

„Gleich kommt Temur Atschba zu dir. Höre ihn bitte aufmerksam an. Wenn er nach mir fragt, sage, dass ich in Tbilissi bin. Ein wunderlicher Alter, will unbedingt ein Kind adoptieren, dabei ist er schon über neunzig. Ich werde der Leiterin des Kinderheimes gehörig den Kopf waschen, weil sie ihm das Kind gab, ohne uns in Kenntnis zu setzen und unsere Genehmigung einzuholen. Seit einem Monat schon hat er das Kind bei sich. Hast du verstanden? Eine schwierige Situation. Du musst ihn davon überzeugen, dass er das Kind zurückgeben soll... Hätte er keine eigenen Kinder! Aber er hat fünf Kinder und elf Enkelkinder. Mit einem Wort, du bist hier neu, auf dich wird er hören. Und vergiss nicht: Ich bin nicht da, musste dringend nach Tbilissi.“

Das rote Lämpchen erlosch. Der Vorsitzende wartete meine Antwort gar nicht erst ab. Meinetwegen. Macht nichts... Ich konnte ja nur antworten: „Zu Befehl...“ Oder: „Wird gemacht.“ Mir gefällt das alles eigentlich nicht. Nun weiß ich schon im voraus, mit welchem Anliegen ein Mensch zu mir kommt, und sogar, was ich ihm zu antworten habe. Im Stadtsowjet bin ich neu. Arbeite erst den zweiten Monat als stellvertretender Vorsitzender des Exekutivkomitees, habe den Sessel, wie man so sagt, noch nicht warm gegessen. Der Vorsitzende macht im allgemeinen keinen schlechten Eindruck, da ich aber jung und unerfahren bin, berät er mit mir nichts und fragt mich nicht nach meiner Meinung. Er denkt für mich. Ich will noch ein wenig abwarten und ihm dann plausibel machen, dass ich eben ich selbst bin und dass er eben er selbst ist. Jemand klopfte zaghaft an die Tür.

„Herein!“ sagte ich, doch niemand trat ein.

Es klopfte wieder. Ich stand auf, öffnete und sagte zu dem draußen Stehenden.

„Bitte, treten Sie ein...“

Der Alte kam ins Arbeitszimmer, blieb an dem langen Tisch stehen und sah mich zweifelnd an.

„Guten Tag!“

„Herzlich willkommen!“ Ich ließ ihn Platz nehmen.

\* höfliche Anrede(georg.)

1990.8.92

„Mein Name ist Temur Atschba. Ich möchte den Vorsitzenden sprechen.“

„Der Vorsitzende ist im Moment in Tbilissi. Ich bin sein Stellvertreter. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Ab und zu blickte mich der Alte unter der buschigen Augenbraunen ärgerlich an, vertraute mir also nicht. Er war groß, hatte einen weißen Bart und gelblich-braune Augen, einen vom Tabak gelben Schnurrbart. Der kurze Bart sah gepflegt und sorgfältig gekämmt aus. Er trug ein weites, mit einem silbernen Riemen umgürtetes Hemd, eine Stiefelhose, selbstgenähte Lederschuhe. Er hielt sich beneidenswert gerade, blickte mich mißtraurisch an.

„Nehmen Sie Platz, Batono Temur! Ich vertrete den Vorsitzenden. Mein Name ist Aschuba.“

Der Alte setzte sich. Lange löschte er den Baschlik, fuhr mit der Hand über das wirre dichte graue Haar, faltete sorgfältig den Baschlik zusammen und legte ihn auf die Knie.

„Ich komme wegen der Geburtsurkunde für das Kind.“

„Für welches Kind?“

Wie unangenehm, sich verstellen zu müssen...

„Für meinen Sohn Taif Aschba. Er ist zwei Jahre alt.“

Warum haben Sie dann bis heute keine Geburtsurkunde?“

Sein Gesicht verfinsterte sich, wahrscheinlich ärgerte er sich, dass er mit mir sprechen musste.

„Ich habe ihn erst vor kurzem adoptiert.“

„Wo denn? Und von wem?“

„Im Emuchwari-Wald, im ehemaligen Palast, das jetzt ein Kinderheim ist. Von dort habe ich ihn geholt. Am vorigen Sonnabend. Wie ein Hündchen in der Tasche habe ich ihn mitgenommen. Ein guter Junge, steht fest auf den Beinen.“

„Die letzten Worte sprach er sehr zärtlich, was überhaupt nicht zu seinem Aussehen passte.“

„Batono Temur, sind Ihre Familienmitglieder mit der Adoption einverstanden?“

„Meine Frau ist vor sechzehn Jahren gestorben. Ich bin allein.“

„Haben Sie Kinder?“

„Ja, aber sie sind alle nach Suchumi ausgeflogen. Also habe ich so gut keine Kinder. Ich bin allein.“

„Entschuldigen Sie, aber wir müssen das mit Ihren Kindern besprechen, wir müssen ihre Zustimmung haben.“

Der Alte fuhr auf, wurde zornrot.

„Sie brauchen sie nicht zu fragen. Ich bin immer noch das Familienoberhaupt.“

„Gebe Ihnen Gott ein langes Leben, hier geht es aber um das Erbe.“

„Vorläufig denke ich nicht ans Sterben, mein Sohn, wenn ich aber einmal meinen Geist aufgebe, hinterlasse ich alles meinem jüngeren Sohn Taif Atschba.“

„Wie alt sind Sie?“

„Das spielt keine Rolle. Mit der Hacke kann ich noch umgehen, auch das Kreuz ist noch in Ordnung.“

Ich wollte ihm erklären, dass das Alter der Adoptiveltern wichtig ist. Zwar wird manchmal eine Ausnahme gemacht, aber nur für jene, die keine eigenen Kinder haben und denen also niemand helfen kann. Hier handelte es sich aber um einen besonderen Fall. Temur Atschba hat, Gott sei Dank, fünf Kinder und elf Enkelkinder.

„Batono Temur, vielleicht haben die Kinder Sie verärgert?“

Die Frage gefiel ihm nicht. Zu schnell wollte ich vertraut werden.

„Ich bin nicht gekommen, um mich zu beschweren. Lassen Sie meine Kinder meine Sorge sein. Geben Sie mir die Geburtsurkunde oder nicht?“

„Die Geburtsurkunde kann nur auf Beschluss des Exekutivkomitees ausgestellt werden, ich bezweifle aber...“

„Was bezweifeln Sie?“

„Dass das Exekutivkomitee Ihrer Bitte nachkommt. Erstens sind Sie nicht mehr der Jüngste, und zweitens werden Ihre legitimen Kinder...“

„Hör mal zu, mein Lieber, wenn`s euch nützt, ist mein Alter ein großer Vorteil, wenn aber ich was brauche, wird er zu einem großen Nachteil. Du solltest mal zu den Leuten gehen und fragen, was für ein Mensch Temur Atschba ist. Ich bin ja nur zu euch gekommen, damit Taif Atschba eine Urkunde, ein Papierchen hat. Ohne Geburtsurkunde wird er nicht in die aufgenommen. Sonst brauche ich euren Beschluss überhaupt nicht. Ich habe meinen Beschluss gefasst und meinen Stempel aufgedrückt.“

„So geht es aber nicht. Wenn das Exekutivkomitee die Zustimmung verweigert, wird Ihnen das Kind weggenommen.“

„Ihr könnt alles. Aber merkt euch: Temur Atschba ist noch stark genug, um abzudrücken.“

Oho! So weit hat es ihn getrieben. Ein hartnäckiger Alter, muss man schon sagen. Aber was tun? Und wie? Da hat mir der Vorsitzende aber was eingebrockt. Kannte den Alten wohl und hat ihn mir überlassen.

Mit schnellen Fingerbewegungen holte er eine Pfeife heraus und pustete in sie hinein. Aus den weiten Taschen der Stiefelhose zog er einen Tabakbeutel. Solche altmodischen, mit Glasperlen bestickten Beutel hatte ich schon lange nicht mehr gesehen. Er stopfte die Pfeife, drückte den Tabak mit dem Daumen fest,



uns nach Otschamtschir auf den Basar. Dort konnte ich ihm helfen.. Ich war schon im heiratsfähigen Alter, als man den Vater auf eine Arba\*\*\*, tot unter seiner Burka liegend, aus dem Gebirge brachte. Die Abragen hatten ihn wegen einer alten Geschichte ermordet. Das ist schon lange her, noch von der Revolution. Wir setzten den Vater bei, und am nächsten Tag begab ich mich in die Berge und hütete Vaters Herde. Nun passte mir Vaters Burka. Mit dreiundzwanzig Jahren heiratete ich. Ich sollte gerade eingezogen werden, da fand ich an der Tochter von Kotscha Kezba Gefallen. Knapp eine Woche später entführte mein Freund Raul Ketzba das Mädchen und brachte es zu mir in die Berge. Das war früher so üblich... Als sie dann niederkommen sollte, schickte ich sie ins Tal. In der gleichen Nacht wurde ich von Abragen überfallen. Ich wehrte mich, so gut ich konnte. Einen traf ich tödlich, der andere wurde verletzt und konnte sich mit knapper Not retten. Seitdem wagten sich die Abragen nur auf Schussweite an mich heran. Ich lebte wie ein echter Hirte. Im Sommer wohnte die ganze Familie bei mir, im Winter blieb ich allein mit der Herde. Dann kamen neue Zeiten. Die Kinder besuchten die Schule. Ich schonte mich nicht, arbeitete, damit die Herde größer wurde. Wenn jemand zu mir in die Berge stieg, um eine Ziege zu kaufen, knauserte ich nicht. Ich stach noch eine Ziege für das Gastmahl ab, und wenn mir einer sympathisch war, schenkte ich ihm ein Zicklein dazu.

Manches passierte in diesen Jahren, doch das Hinterleben ging seinen Gang. Dann begann der Krieg. Ich hatte neun Söhne, vier waren um die Zeit im Einberufungsalter. Also gingen meine Burschen an die Front, und alle vier fielen. Die fünf jüngeren blieben. Auch ich blieb aufgrund meines Alters...Nach dem Krieg überwand ich allmählich alles Unglück, kam zu Kräften, hütete und mästete wieder meine Herde. Ging ab und zu nach Otschamtschir zum Basar, verkaufte trefflichen Käse und kräftige Bullen.

Weshalb erzähle ich dir das alles? Damit du weißt, dass ich viel Unglück und Not erlebt habe, aber so schlimm wie jetzt war es noch nie. Ich bin ein Mensch, vom alten Schlag, vertrage allerhand, und wer weiß, vielleicht komme ich noch mal hoch, vielleicht steige ich noch mal mit den roten Kühen der Atschba Herde in die Berge... Meine Frau starb. Na ja, wenn eine so viele Jahre auf dem Buckel hat, da stirbt ihm entweder seine Frau, oder er selbst gesellt sich zu seinen Vätern. Da aber geschah ein noch viel größeres Unglück: Meine Söhne verrieten mich. So war ich mutterseelenallein. Früher habe ich es so manches Mal mit einem Bären oder mit Abragen aufgenommen, aber heute bin ich nicht mehr der alte Temur Atschba. Fünf Söhne habe ich, alle sind in die Stadt geflohen.

\*\*\* Musikinstrument

Keiner will von der Hacke und der Burka etwas wissen. Ich bat sie, dass sie mir wenigstens einen Enkel lassen, der auf die Wirtschaft und das Haus aufpassen kann. Aber auch davon wollten sie nichts hören. Haben sich nach Suchumi und Otschamtschir verzogen. Manchmal kommen sie sonntags mit Freunden, holen auf dem Markt gekauftes Fleisch aus dem Wagen, machen in der Pazcha Feuer. Dann lassen sie mich die tscherkesische Tracht anziehen und am Tisch Platz nehmen. „Unser hundertjähriger Vater, unser verehrter Patriarch, das Familienoberhaupt!“ prahlen sie vor den Gästen. Und ich sitze da und tue wichtig und spiele die Rolle des alten glücklichen Vaters und Großvaters. Doch was soll das? Am Abend fahren sie weg, und ich bleibe mit meinen Sorgen allein. Mich packt Angst. Nicht den Tod fürchte ich – wir sind alle sterblich – nein, ich fürchte, dass über kurz oder lang der Hahn auf meinem Hof nicht mehr kräht, dass kein Rauch mehr von meinem Herd aufsteigt.

Der Mensch ist keine Kastanie, die die Schale abwirft und unversehrt und glatt bleibt. Ja, das Herz ermüdet früher als der Körper. Das leere Herz kann sich nicht mehr aufraffen. Mein Gram nagt aber eben am Herzen. Den Worten nach sind sie alle gute Jungs. Werfen sich an die Brust, schwören Sohnesliebe. Wo aber bleibt die Tat? An sagt: Lass deinen Herd nicht erkalten. Lass nicht zu, dass die Vortreppe deines Hauses mit Graß überwuchert. Wozu brauchen wir das schöne Schulgebäude, wenn wir es nicht mit Kindern füllen können, weil es zu wenig Kinder gibt. Wozu brauchen wir Friedhof, wenn wir nicht unsere Verstorbenen dorthin tragen können? Ich habe die schwache Hoffnung, dass jemand das Gras auf meinem Grab ausrupfen wird. Das sage, ich Temur Atschba, allein-stehender Vater von neun Söhnen.

Das Dorf braucht Leute. In der leeren Pazcha tanzen die Ratten. Hast du je sowas gehört? Was werden unsere Nachkommen in hundert Jahren sagen? Sie werden sagen, dass ihre Vorfahren dem Dorf verräterisch den Rücken zukehren. Was ist das für ein Bauer, der die Hacke und den Hirtenstab verachtet!

Am Sonntag den fünfundzwanzigsten wurde bei uns groß gefeiert. Mein Sohn Klimenti hatte Gäste aus Usbekistan. Auch die anderen Söhne waren gekommen. Ein großer Tisch wurde gedeckt. Die Kinder spielten im Hof, kletterten auf Bäume. Den ganzen Tag wurde gesungen und getanzt. Ich lebte auf, fasste neuen Mut. Und dann? Am Abend stieg jeder in sein Auto. Den Schwiegertöchtern kam gar nicht in den Sinn, abzuräumen. Abschied zu nehmen, darauf verstehen sie sich schon!

„Bleib fest, Vater, pass auf, dass du dich nicht erkältest!“ Ich lächelte, nickte, drückte den Gästen die Hände und wünschte allen abchasische Langlebigkeit.

Dann warfen sie die Zauntür zu zischen ab. Ich ging ins Haus, stellte mich vor den Spiegel und prüfte, wie ich in der Tscherkessentracht aussah. Und weißt du, auf einmal schämte ich mich. Nein ich schämte mich nicht, ich tat mir leid, ich war mir widerwärtig.

Da stolzierst du herum, wirfst mit Sprichwörtern um dich, zeigst die Volksweisheit, bringst lange Trinksprüche aus, wo du doch am liebsten wie ein Wolf heulen, wie ein Tier im Fangeisen brüllen möchtest. „Bist als ein Hanswurst!“ sagte ich mir. Ich zog die Tracht und die Stiefel aus und warf sie ins Feuer. In Unterwäsche ging ich auf den Hof, räumte ab und wanderte lange wie ein Mond-süchtiger herum. Die ganze nacht nieselte es. Ich fand keinen Schlaf. Einen Augenblick war ich drauf und dran, das Haus und alle Schuppen anzustecken, in die Berge zu gehen und dort zu verschwinden, so dass niemand meine Spur findet. Aber dann schien mir das eines Mannes unwürdig. Im Morgengrauen verließ ich meinen Hof. Auf Stelzen überwand ich den Morast, wartete, bis der erste Bus kam, und gegen neun Uhr klopfte ich schon an die Tür des Kinderheimes. Ich brachte der Leiterin mein Anliegen vor, ich sagte, ich wolle einen Jungen adoptieren oder ich bin verloren und richte viel Unheil an. Es war eine verständige Frau, Gott gebe ihr Glück, sie brachte einen zweijährigen Knaben. Ich gab ihm den Namen meines Vaters – Taif Aschba. Ich mache einen wahren Menschen aus ihm. Das Nachbarmädchen kommt manchmal und hilft mir. Eigentlich brauche ich ihre Hilfe nicht. Ich habe viele Kinder großgezogen und werde schon allein fertig. Ich gebe ihm Ziegenmilch, das macht die Knochen hart... Jetzt fühle ich mich so, als ob mir ein Stein vom Herzen gefallen ist. Mein älterer Sohn Klimenti murrte, aber die anderen Söhne haben den kleinen Taif Aschba sehr gut aufgenommen. Taif Aschba wird also bei mir wohnen, in die Schule gehen, dann werde ich ihn ein Handwerk lehren. Wenn der Junge taugt, finde ich ihm im Dorf eine Arbeit. Ich werde alles tun, damit er nicht dem Beispiel der älteren Brüder folgt. Ich werde ihn zeitig verheiraten. Was dann? Dann geht wahrscheinlich mein Leben zu Ende. Das meine Geschichte, Batono Dshoto. Meinst du, mir wird das Kind nicht zugesprochen? Wer wird dagegen stimmen? Wer wird die Verantwortung auf sich nehmen, meine Hoffnung zunichte zu machen? Es stimmt schon, auf ein schwaches Pferd setzen sich die meisten Fliegen, aber Temur Atschba ist noch nicht so schwach, um nicht die Wahrheit erkämpfen zu können.“

Die letzten Worte sprach er nicht ohne Drohung in der Stimme. Ruhig klopfte er die erloschene Pfeife im Aschenbecher aus, blies sie durch und steckte sie ein. „Haben Sie den Antrag geschrieben?“ fragte ich.

„Ja, ich sollte ihn im Büro abgeben. Dass er dort nur nicht verloren geht.“

Was sagen Sie also zu meinem Anliegen?“ Er sah mich besorgt an.

„Sie können gehen, Batono Temur. Kommen Sie am Freitag noch einmal. Selbst wenn man mich wegen der Angelegenheit Taif Atschbas meines Amtes erhoben wird, werde ich zu Ihren Gunsten entscheiden.“

„Und der Vorsitzende?“

„Ich werde dem Vorsitzenden alles erklären. Da brauchen Sie keine Sorge zu haben.“

„An der Tür wandte er sich jäh um, blickte mir in die Augen, drückte mich an die Brust. „Du bist ein wahrer Mann!“

In seinen Augen glänzten Tränen.

## Der Sattel

Zu dem Preis, den er selbst im Auge hatte, gelang es Napoleon Sitschinawa doch nicht, den Sattel zu verkaufen. Lange stand er zwischen den gewieften Verkäufern, ein paar mal sprach er sogar vor sich hin: „Hier gibt es einen guten Sattel,“ aber er schämte sich seiner eigenen Stimme und verstummte. Dass mich nur kein Bekannter sieht, dachte er und stellte sich mit so einem Gesicht unter einen Kastanienbaum, als wartete er auf jemanden und hätte sich den Sattel nur so, weil es gut aussah, über den Arm gelegt. Sitschinawa begriff, dass die Leute den Sattel aus dem gleichen Grund nicht kauften, aus dem er selbst ihn verkaufen wollte. Der Schmuck und Zierat hatte seinen Marktpreis verloren. Das Erbstück seines Großvaters, diesen einst kostbaren Gegenstand, hatte er lange als Familienreliquie aufbewahrt. Aber jetzt, da er selbst alt geworden war und, wozu soll ich es euch verheimlichen, auch den Glauben an Reliquien etwas verloren hatte, dachte er: Bevor ihn die Motten fressen, verkaufe ich ihn und habe noch einen Gewinn davon.

Gleich am Morgen hatte ihn ein Mann mit rotem Gesicht und großen Ohren gefragt: „Verkaufst du den Sattel?“, Napoleon hatte sich umgeblickt und genickt. Wozu hatte er denn umsehen müssen, er verkaufte doch kein Diebesgut? „Was willst du dafür,“ hatte der mit den großen Ohren gefragt. Sitschinawa gab fünf Tumani an in der Annahme, dass er bei hitzigem Handel auf vierzig Maneti heruntergehen würde, für weniger wollte er ihn nicht verkaufen. Als ihm der Kunde zwanzig Maneti bot, setzte er eine beleidigte Miene auf: „Das soll ein Sattel für zwanzig Maneti sein? Für hundert Maneti hat er allein schon Silber auf dem Sattelbaum und der Trense, guck doch. Wenn du zwanzig Maneti sagst, hast du denn keine Scheu vor Gott? Wärs du ein Kind, würde ich sagen, er weiß es nicht besser. Aber du willst dich im Preis eines Sattels nicht auskennen? Ich brauche jetzt rasch Geld, würde denn sonst ein vernünftiger Mensch diesen Sattel verkaufen wollen?“

Der Rotgesichtige mit der Lammfellmütze kniff erst die Augen zusammen, dann zog er seine dicken Lippen nach rechts und grinste so, wie Paralytiker grinsen können: „Was fährst du mich denn an, mein Guter, das hier ist ein Markt. Leute mit tausenderlei Verstand kommen hier rein. Du bewertest ihn so, mir ist er soviel wert. Wenn dir das nicht reicht, gehe ich meiner Wege. So ist nun mal die Art zu handeln – ein wenig verlieren beide Seiten, und ein wenig gewinnen beide Seiten. Was willst du denn. Wenn du so in Hitze kommst, dann behalte doch den Sattel, wozu willst du denn etwas.“

Stolz im Kreuz aufgerichtet, drehte sich Napoleon zu der Kastanie um. Dem mit der Lammfellmütze gefiel diese Art des Verkäufers natürlich nicht. Eine Weile sah er ihn an, anscheinend wollte er etwas sagen, aber dann winkte er ab.

„Ich werde mich doch mit keinem Irren einlassen,“ brabbelte er und mischte sich unter die Leute.

Es war das verrückte Wetter des ausgehenden März. Wenn urplötzlich Regen das Land aufweichte, verbrannte einem die Sonne im nächsten Augenblick das Genick.

Der Schatten wanderte halb um die Kastanie herum, aber es wollte einfach kein Käufer für den Sattel auftauchen. Sitschinawa würde müde vom Herumstehen, auch der Arm schief ihm ein. Um etwas zu verkaufen, braucht man offenbar ein anderes Geheimmittel, dachte er, denn heute ist doch auf diesem Markt alles gut an den Mann gebracht worden, warum hat nur mein Sattel keinen Käufer gefunden. Nachmittags, als er sich ein wenig an der Chatschapuri gütlich getan hatte, denn eine breit hüftige Russin in kurzem weißen Kittel herumtrug, warf er sich den Sattel wieder über die Schulter und strebte dem Schatten zu. Der Markt war im Vergleich zum Vormittag gelichtet, doch nicht so, dass ein Mann mit einem Sattel hätte frei umhergehen können. Jeden Augenblick machte ihm das „Last mich durch“ oder „Verzeihung“ die Zunge trocken, und er wollte sich gerade seiner Kastanie zuwenden, als er an einer Fruchtsaftbude den Großohrigen mit der Lammfellmütze entdeckte und auf ihn zuging.

„Ich sage dir,“ Napoleon nahm den Sattel von der Schulter und legte ihn auf das Eisengitter des Fruchtsaftstandes, „laß uns beide miteinander reden, ich gebe dir keine schlechte Ware, das schwöre ich dir bei Jugend und Alter.“

„Was, du hast ihn nicht verkaufen können?“ Der Rotgesichtige begriff, in welcher Angelegenheit der enttäuschte Sattelbesitzer gekommen war, und tat sich wichtig, er begegnete ihm kühl und blickte zur Seite.

„Ich habe es eilig, denn sonst lässt er sich schon verkaufen, was denn sonst.“

„So denkst du. Du hast kein Pferd mehr, und wozu brauchst du einen Sattel. Aber nicht alle sind so dumm wie ich, dass sie nicht davon lassen können.“

„Wieso?“

„Mein Großvater hat sich damit abgegeben und auch mein Vater. Sie waren alle Pferdezüchter, und wie es die Gewohnheit so will, habe ich auch diesen Weg eingeschlagen. Fünf Pferde besitze ich jetzt, wenn du mich so ansiehst.“

Während der mit den großen Ohren das sagte, blickte er öfter nach rechts zum Feld hinüber. Damit gab er Napoleon zu verstehen: Du bist ein Mann, also laß

uns ins Gespräch kommen, denn wo soll ich die Zeit für dich hernehmen, ich habe heute noch tausend Dinge zu erledigen.

„Dann kommt mein Sattel ja in gute Hände, sehe ich.“

„Was habe ich denn mehr als Sättel zu Hause herumliegen. Selbst mein eigener liegt nur so herum. Irgendwo ein Steigbügel hat mir heute morgen gefallen, wenn du dich erinnern kannst, und ich glaube, ich habe sogar mit dir über den Preis verhandelt. Nur gut, dass wir uns nicht geeinigt haben, denn wenn ich heute noch einen Sattel nach Hause gebracht hätte, wäre meine Familie fluchend über mich hergefallen. Wir haben keinen Platz mehr für das Pferdegeschirr, nirgends.“

„Kaufe ihn, glaub mir, du wirst keinen Verlust haben. So einen Sattel wirst du noch nicht haben,“ in Napoleons Stimme mischte sich ein flehentlicher Ton.

„Danke, aber selbst wenn du ihn mir schenkst, will ich ihn nicht. Ich habe dir doch gesagt, der Sattel richtet mein Haus zugrunde.“ Er zog die Lammfellmütze über seine rote, angeschwollene Stirn und Augenpartie und wollte gehen.

„Warte, lass dir diese Ware nicht entgehen. Du bist Pferdezüchter, und ich werde beruhigt sein, dass ich den Sattel einem guten Mann gegeben habe.“

„Gott stehe dir bei, wenn ich ihn aber nicht brauche?“ Der Großohrige wollte aufbrechen.

„Für drei Tumani überlasse ich ihn dir.“

„Nicht mal drei Maneti kann ich dir geben, nimm es mir nicht übel. Lauf ein bisschen rum, es wird schon ein Käufer auftauchen. Vielleicht kannst du ihn sogar günstiger verkaufen, doch das glaube ich nicht, aber...“

„Aus irgendeinem Grund möchte ich ihn dir mitgeben, in meinen Augen bist du der Richtige. Und du hast Pferde. Ein anderer, was weiß ich, ein anderer wirft ihn vielleicht auf den Dachboden und lässt diesen Sattel, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist, von den Mäusen zerfressen.“

„Das stimmt auch wieder.“

„Ich mach zwar den Dummen dabei, aber nimm ihn für zwanzig Maneti, was soll ich denn machen.“

„Bin ich nicht der Dumme? Der neunte Sattel wird das jetzt sein, den ich nach Hause schleppe. Den Kopf werden sie mir einschlagen in meiner Familie. Wenn ich wenigstens Platz hätte, ihn aufzubewahren. Neun Sättel, denke ich, wird nicht mal Dadiani in seinem Pferdestall gehabt haben.“

„Nimm ihn, nimm ihn nur, du verlierst nicht dabei, und mein Vater hat seine Seligkeit.“

„Also, ein so nachgiebiger Mann wie ich, soll nicht auf den Markt gehen.“

Hast du so was schon gehört, dass jemand etwas nicht braucht und es trotzdem kauft?“ Der Großohrige knöpfte seine Jacke auf und griff in die Brusttasche.

„Ich will dich auch nicht zur Seligkeit zwingen, glaub mir das. Wenn du nicht willst, dann kauf ihn nicht. Die zwei Kapiki, die ich dafür bekomme, machen mich nicht reich, das weißt du ja. Wenn er sich nicht verkaufen läßt, stürzt die Welt auch nicht ein. Ich bringe ihn nach Hause und hänge ihn auf, wo er gehangen hat,“ sagte Napoleon schweren Herzens und gebrochen, aber überzeugend.

„Gib ihn nur her, gib ihn mir. Was es ist, das ist es. Ich taue nicht zum Käufer, und dass ich einen Narren an Sätteln gefressen habe, ist doch nicht deine Schuld. Wenn ich selber ihn nicht brauchen kann, will ich ihn wenigstens in deinem Namen für meine Enkel aufbewahren.“ Der Großohrige hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als er zwei rote Tumanischeine hervorzog und sie Sitschinawa reichte: „Lad ihn mir auf die Schulter, wenn du ein Mann bist, und Gott lasse dich dieses Geld in Frieden verwenden.“

Napoleon nahm das Geld, packte den Sattel, half dem Käufer, ihn sich auf die rechte Schulter zu legen, und erklärte dabei: „Gott lasse dich diesen Sattel gut nutzen, mein... wie heißt du““

„Tschipito.“

„Mein Tschipito, wie oft du mich für diese Ware segnen wirst, so sollen meine Kinder tüchtig und gesund auf dieser Welt leben. Es ist der Sattel meines Großvaters, obwohl er keine zwei Male darauf gesessen hat. Es war ihm nicht vergönnt. Die Tage, die meinem Großvater gekürzt wurden, möge dir die Natur in Jahren zugeben. Das ist eine Arbeit der Kirias aus Sugdidi. Du wirst das Ja bemerkt haben, auf dem Sattel und auf dem Pferd ist ein Nabel eingepreßt.“

Mit diesen Worten gingen die beiden bejahrten Männer auseinander. Der neue Besitzer des Sattels wandte sich nach rechts zu einer Grammophonwerkstatt, und Napoleon ging zu der Kastanie, um sich ein wenig hinzusetzen, zu rauchen und die Umgebung zu betrachten.

Als er die Pfeife stopfte, freute er sich, dass er den Sattel veräußert hatte. Zwar habe ich ihn billig verkauft, dachte er, aber für einen so ungeschickten Händler wie mich, sind selbst diese zwanzig Maneti wie im Traum erworbenes Geld. Die Zeit arbeitet doch gegen den Sattel, dachte er, morgen hätte ich ihn vielleicht schon nicht mehr zu diesem Preis verkaufen können. Als er ein, zwei Züge genommen hatte und die Erregung über das Handelsgeschäft abgeklungen war, legte sich Schwermut auf sein Herz, jene Schwermut, lieber Leser, die uns befällt, wenn wir bewusst oder unbewusst etwas Vertrautes verloren haben. Was hat mich nur in diesem Alter verhext, dachte er, hätte ich doch wenigstens noch



vieles zur Erinnerung an meine Vorfahren. Der Sattel hätte doch bei mir bleiben können, was hätte er mich gestört? Er hätte weder Essen noch Trinken von mir verlangt. Diese gesegneten zwanzig Maneti sind doch im Handumdrehen ausgegeben, im Nu sind sie spurlos verschwunden und haben sich in nichts aufgelöst, ein Sattel dagegen ist in der Hand seines Besitzers ein Vermögen, und wer weiß, wie die Sache läuft, vielleicht kehrt die Zeit der Pferde zurück. Schließlich schämte er sich selbst, dass er so zart besaitet war.

Ich bin in diesem Alter überempfindlich geworden, dachte er. Was geschehen ist, ist vorbei. Eine Kugel, die abgefeuert ist, kann man nie wieder zurückholen. Verlust und Gewinn sind Gebrüder. Jetzt will ich noch ein wenig herum-schleudern, vielleicht kann ich irgendwo Tabak aus Trapezunt ergattern. Wenn nicht, gehe ich nach Hause und erledige, was ich dort zu tun habe.

Der Markt hat seine Verlockungen. Erst lief er an der Reihe der Eisen und Blech-waren vorbei. Dunkelhäutige Zigeuner verkauften lärmend und sich miteinander streitend Kohlenzangen und dreibeinige Feuergestelle. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich vor einer Wahrsagerin mit einem Kind auf dem Arm, die ihn von dieser Stelle an verfolgte, zu den jüdischen Huthändlern zu retten. Er wollte sich einen leichten Sommerhut kaufen, doch kein einziger passte ihm.

„Ich nehme dir Maß, und morgen gebe ich dir einen Hut, der dir passt, mein Lieber,“ versprach ihm ein stupsnasiger Hutmacher, doch Napoleon wehrte ab: „Morgen komme ich nicht mehr hierher, und ich will dich nicht täuschen.“

Der eifrige Hutmacher wollte den Kunden nicht ziehen lassen:

„Lass mir fünf Maneti da, und ich, Immanuel, schwöre dir, dass du morgen herkommen wirst. Die Sache duldet keinen Aufschub.“

Ich wohne am Piani-Basar, ich werde alt und bin zum zweitenmal auf eurem Markt. Heute hatte ich etwas wichtiges zu erledigen, sonst wäre ich nicht hierher gekommen,“ erklärte Sitschinawa offenherzig. Er sagte die Wahrheit. Er hätte „auf seinem Basar“ den Sattel gewinnbringender verkaufen können, aber er genierte sich vor den Nachbarn und hatte deshalb den sogenannten Grünen Markt auf den anderen Seite der Stadt über dem Rioni aufgesucht, dann hatte er sich die Tische mit den Textilien angesehen und war beinahe gekränkt darüber, dass fast niemand diese Stoffe von tausenderlei Farbe und Güte kaufte. Es wurde Abend, als er sich den Weg zum Tor des Marktes bahnte, und am Tor wollte ihm die Zigeunerin wieder aus der Hand lesen.

„Ich muss dir vorhersagen. Über dir schwebt etwas, dass ich dir unbedingt sagen muss.

Geld will ich nicht im Voraus. Wenn dir das gefällt, was ich dir sage, dann gib es

mir.“ „Ob du mir die Namen meiner Familienmitglieder sagen kannst?“ fragte Napoleon lachend, denn er wusste, dass er der lästigen Wahrsagerin nicht mehr entrinnen konnte. Er nahm einen Manetischein in seine linke und warnte sie:

„Dass du mir aber nicht so anfängst: Dein Herz ist gut, aber du hast Feinde, was du jedem genauso erzählst. Wenn du etwas weißt, dann sag es mir richtig, wenn nicht, gebe ich dir keinen kapiki, damit du es weißt.“ Inzwischen hatte die Wahrsagerin, die sich in ihrer Sache auskannte, schon Sitschinawas Rechte in ihre Hand genommen und blickte so eifrig auf seine Handfläche, als wäre sie wirklich eine Schicksalsleserin und keine gerissene Marktbetrügerin.

Plötzlich drückte Napoleon der Wahrsagerin den Geldschein in die Hand und lief einem langen, ausgemergelten Mann mit einer imerischen Mütze nach, der mit schnellen Schritten dem Ausgang zustrebte.

„Hallo, Bruder!“

Der andere sah sich nicht um. Einen Sattel auf der Schulter, eilte er unerschütterlich weiter.

„Sag mal, hast du diesen Sattel hier gekauft?“ Inzwischen hatte Napoleon den Großen eingeholt und näherte sich ihm erst von der rechten Seite, dann von der linken, um sich zu überzeugen, ob der andere ausgerechnet den von ihm wenige Stunden zuvor verkauften Sattel seines Großvaters trug.

„Ja“, der mit dem Sattel sah ihn schief an und verlangsamte aus Höflichkeit ein wenig den Schritt.

„Hier, auf diesem Markt?“ Sitschinawa konnte mit dem zwei Meter großen Imerer, der eine Papageiennase hatte, kaum Schritt halten.

„Ja, gefällt er dir?“ Der neue Besitzer des Sattels hatte ein ernsthaftes und offenes Gesicht.

„Bleib mal einen Moment stehen, ich bitte dich, damit ich sehen kann, was es für ein Sattel ist, mein Herz macht mehr nicht mit,“ bat Napoleon.

Der Unbekannte blieb an dem grün gestrichenen Tor stehen. Den Sattel nahm er nicht von der Schulter, er drehte sich hin und her und gab dem wunderlichen Passanten die Möglichkeit, ihn zu betrachten.

„Tschipitia, der Spekulant, hat ihn mir verkauft. Ich denke, es dürfte kein schlechter Sattel sein. Besser als ein neuer ist er nach meinem ärmlichen Verstand auf jeden Fall. Viel verstehe ich ja nicht davon, aber wen ich gefragt habe, alle bevorzugen einen alten. Der Sattel, den ich vor einem Monat in der Genossenschaft gekauft habe, hat meinem Pferd den Rücken wund gescheuert.“

Ego.892  
30

„Wieviel hast du ihm denn gegeben?“ fragte Sitschinawa und drehte den Steigbügel herum.

„Dreieinhalb Tumani, keinen Kapiki hat er nachgelassen, kennst du denn Tschipitia nicht? Ist er etwa zu teuer.“

„Ich kann dir gar nichts sagen... Soviel kostet ein Sattel im allgemeinen... es kommt darauf an... Mal triffst du es so, mal so...“

Der lange Pferdebesitzer gelangte zu der Überzeugung, dass der Mann, der ihm nachgeeilt war, ihm nichts interessantes mitteilen konnte, und wollte seinen Weg fortsetzen.

Aber Napoleon hielt ihn fest und verkündete ihm mit bleichen Lippen: „Um eines muss ich dich bitten, und du darfst es mir nicht abschlagen, tu mir den Gefallen, als wären wir Vater und Sohn.“

„Worum geht es denn?“ Der Mann mit dem Sattel sah argwöhnisch auf Napoleon hinab. Was hat ihn denn so aufgeregt, dachte er, dass seine Augenbrauen zucken und er seine Lippen nicht stillhalten kann, dieser alte Halunke Tschipitia wird mir doch nichts angehängt haben.

„Woher kommst du?“ fragte Napoleon.

„Von Natanebi, wenn du davon gehört hast, das liegt nicht weit weg, es ist gleich hier vor der Tür.“

„Dann wirst du ein Giorgadse oder Rewischwili sein.“

„Ja, ein Rewischwili bin ich.“

„Weißt du, worum es hier geht, mein Lieber? Zwei Jahre lang bin ich schon hinter diesem Sattel her, auch Tschipitia war eingeschaltet. Etwas besonderes ist nicht dran, aber ich kann mich nicht auf einen anderen Sattel setzen, ich bin so einen Sattel gewohnt. Überlass ihn mir, wenn du es übers Herz bringen kannst.“

Der Lange war erst verdutzt. Dann, als er sich überzeugt hatte, dass es hier mit rechten Dingen zugeht und dieser beider Mann ihn tatsächlich bat, ihm den Sattel zu überlassen, wies er das Ansinnen zurück.

„Wenn er mir nicht gefallen hätte, hätte ich ihn doch nicht gekauft, mein Lieber. Daraus wird nichts.“

„Bring mich nicht um,“ Sitschinawa war totenbleich geworden, „ich schwöre dir bei meiner Gewissen und bei allem, bei dem man schwören kann, dir bedeutet der Sattel doch nichts, du kannst dir noch heute einen besseren beschaffen. Ich aber suche so einen Sattel schon seit langem.“

Je mehr Napoleon bat, desto mehr – ihr kennt doch die Natur des Menschen – schien es dem Mann aus Natanebi, dass man ihn übers Ohr hauen wollte, und er blieb fest bei seinem Nein.

Wahrscheinlich habe ich wirklich etwas besonderes ergattert, dachte er, würde mich dieser Mann denn so flehentlich bitten.

„Als könntest du dir keinen anderen von der Art beschaffen! Gib Tschipitia den Auftrag, und er besorgt dir nicht nur den Sattel, den Mond holt er dir vom Himmel runter und verkauft ihn dir,“ machte ihm der Mann aus Natanebi Mut.

„Du hast mich nicht verstanden. Meine Sache liegt ein wenig anders, denn letzten Endes ist ein Sattel doch ein Sattel.“

„Na eben,“ der aus Natanebi rückte nochmals ab.

„Bei mir liegt das anders, verstehst du? Ich kann dir doch nicht alles sagen. Ich arbeite im Museum, und mir ist so ein Sattel weggekommen. Wenn man eine Kontrolle macht, komme ich um die Entlassung nicht herum. Deshalb bringe ich mich um, weiter ist nichts. Ich bringe ihn hin und lege dorthin an seinen Platz,“ log Napoleon Sitschinawa.

„Hast du nicht gesagt, du könntest dich nicht auf keinen anderen Sattel setzen?“ Der aus Natanebi kniff die Augen listig zusammen.

„Das habe ich doch nur so gesagt. Hast du mich jetzt wenigstens verstanden? Lass mich nicht an den Nesseln sitzen, vielleicht brauchst du auch mich einmal für etwas und ich kann dir helfen. Wir sind doch Männer. Dreieinhalb Tumani hast du ihm gegeben, ich gebe dir vier.“

Wer weiß, ob die Lüge mit dem Museum gewirkt hatte oder die Verlockung, für vier Tumani zu verkaufen, ihn überwältigt hatte, der Hüne ließ noch einmal seinen Adamsapfel spielen, nahm den Sattel von der Schulter und legte ihn dem selbsternannten Museumsmitarbeiter zu Füßen. „Da, Mann, gebe ich ihn dir. Wenn das so ist, zum Teufel, selbst wenn ich ganz ohne Sattel bliebe, damit soll ich dir Ärger machen? Wahrscheinlich sagst du die Wahrheit, wie kann denn ein Mann, wie du lügen. Und beschwindest du mich doch, soll er trotzdem in Gottes Namen dir gehören.“

Der Mann aus Natanebi nahm die vier Tumani und kehrte zum Markt zurück. Napoleon aber klemmte sich den Sattel seines Großvaters wie eine kostbare Beute unter den Arm und eilte rasch heimwärts.

Mit kleinen Schritten und strahlendem Gesicht lief er dahin, aufrecht, leichtfüßig und voller Zufriedenheit.

# Der Schock



Ein schlimmes Jahr war angebrochen, ein überaus schlimmes Jahr. Die Brandstiftungen und Explosionen mehrten sich in unserer Stadt. Auch anderenorts gab es sie, aber nicht so häufig. Verängstigt und verdrossen liefen die Leute umher, welchen Grund, Angst zu haben, hätte man denn sonst noch gebraucht: In der Stadt lief irgendein Irrer herum. Was er wollte, gegen wenn er etwas im Schilde führte, war nicht zu erkennen. Er stopfte Sprengstoff in einen Zeitungskiosk hinein, bald jagte er in einem Park irgendeinen Verkaufsstand in die Luft. Menschen ließ er eigentlich nicht Schaden kommen.

Es krachte zu einer Zeit - ob es eine Bäckerei oder eine Selterswasserbude -, wenn keine Menschenseele in der Nähe war. Wen er die Sprengungen über hatte, begann er Brände zu legen.

Innerhalb drei Monaten, im März, April und Mai, brach in unregelmäßigen Abständen achtmal ein Brand aus. Keinerlei Sinn und Logik ließen sich aus den Bränden ableiten. Bald brannte das Büro des Notars, bald der Schachtel.

Es war klar, dass es die Verbrecherbande nicht so sehr darauf anlegte, der Stadt materiellen Schaden zuzufügen, sondern dies viel mehr aus Hass auf jemanden oder um jemanden einzuschüchtern tat. Kein Mensch weiß, ob sie dieser Person Angst einzuflößen vermochten, doch war es eine Tatsache, dass wir die einfachen Bürger, ganz aus der Fassung gebracht wurden und ins Grübeln kamen. Nicht mal im Krieg hatten wir so eine Psychose durchgemacht.

Was ist dann denn, wenn man jede Nacht auf ein Feuer wartet. Die Feuerwehresirenen und das Signal des Polizeifahrzeugs lassen den, der ohnehin keinen Schlaf finden kann, gleich gar nicht schlafen. Man ist hilflos. Unbewaffnet und unschuldig wartet man darauf, dass einem jemand von der Nase eine selbstgebastelte Bombe zündet oder einen wie eine Maus in der Scheune austräuchert. Schließlich brannte auch der Kulturpalast nieder, und damit ging dieses unglückliche Jahr für mich zu Ende. Als man mich im Morgengrauen anrief und mir mitteilte, der Kulturpalast stehe in Flammen, krampfte sich erst mein Herz zusammen, und ich konnte keine Luft bekommen, dann ließ es mit einemmal nach, ich rannte mit dem Mantel in der Hand zur Brandstelle, und weißt du, woran ich dachte? Es ist eingetreten, was ich am stärksten befürchtet habe, von jetzt an werde ich, wenn ich von einer Bombe oder Brand erfahre, nicht einmal mit den Wimpern zucken. Was hatte er denn gegen den Kulturpalast, den Stolz unserer Stadt, dieses funkelneue, wunderschöne Gebäude, oder was wollte dieser elende

Kerl denn von uns, das habe ich nun, da neunundzwanzig Jahre seither vergangen sind, bis heute nicht herausfinden können.

Am elften Juni brannte der Kulturpalast ab, und am sechszehnten Juni verhaftete man uns: mich, den Direktor Papuna Kiparoidse, den Nachtwächter Bagrat Kukulawa und den Wirtschaftsleiter Durmischchan Qipiani. Mich führte man im Morgengrauen ab, von der Festnahme der anderen erfuhr ich zwei Tage später.

Fünf Jahre saßen wir jeder im Gefängnis ab, und schon lange sind wir drei wieder auf freiem Fuß. Gott sei dank, sind wir dem Alter entsprechend bei guter Gesundheit und arbeiten an verschiedenen Stellen. Ich leite Laienspielzirkel an Schulen und bringe irgendwie durch. Über mein Schicksal beklage ich mich nicht. Schon damals wusste die ganze Stadt, das wir den Kulturpalast nicht angezündet haben, und jetzt weiß sie auch ganz genau. Manchmal begegnen wir einander und ersticken fast vor Lachen, jetzt von hier aus erscheint alles lustig. Was konnte es denn Komischeres geben: Da standen wir drei biedereren Familienväter vor Gericht und sagten aus, das wir den Kulturpalast in Brand gesteckt hätten. Wie wir zu dritt den Entschluss gefasst hatten, wie wir geheime Besprechungen durchführten, wie wir den elften Juni für die Brandstiftung verabredeten, wie wir heimlich die Blechkannen Petroleum durch die Brandschutztüren in das Gebäude hineintrugen und wie wir nach Mitternacht, als im Haus die Zirkelarbeiten zu Ende waren, unser finsternes Vorhaben ausführten. Ich erinnere mich, wie hitzig wir alle drei über unseren Rechtsanwalt herfielen, der eindeutig nachwies: Diese armen Kerle haben überhaupt nichts mit dem Brand zu tun. Wir nannten ihn einen Provokateur und bezeichneten ihn als unfähig.

Ich erinnere mich und will im einzeln erzählen, wie uns der Untersuchungsrichter Gigi Marschania dazu brachte, das Verbrechen zu bekennen. Weißt du, was mich an unserer Sache interessiert? Der Mensch ist ja auch kein vollkommenes Wesen. Neben anderen Unzulänglichkeiten hat er eine Schwäche im Kopf, das ist die Willensschwäche. Jetzt bin ich doch schon so alt, und das Leben hat mich gewaltig durchgerüttelt. Selbst mit solcher Erfahrung kann ich nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass ich mich in einer bestimmten Situation ausgerechnet so und nicht anders verhalten werde. Unter tausend Menschen wird wohl höchstens einer das., worauf er besteht, bis zum Ende durchhalten können. Wir dagegen sind nur einfache Leute und besitzen nicht soviel Kraft. Hätte man mir früher gesagt, der und der hat sich dieses und jenes Vergehens bezichtigt, er konnte dem Druck nicht standhalten und hat eigenhändig schriftlich erklärt, das er Mitglied in einer geheimen Bande war und die Sonne vom Himmel stürzen

wollte, wäre ich empört gewesen: Wie denn, wie kann denn ein lebender Mensch der Nachwelt seine Unterschrift unter ein so unsinniges „Bekenntnis“ hinterlassen. Jetzt sehe ich die Sache anders. Niemand soll „hopp“ rufen, bevor er springt.

In den ersten drei Tagen bestand ich natürlich auf meine Unschuld, ich machte mich über Gigi Marschania eindringliche Bemühungen und seine Methoden, mich müde zu machen, lustig. Was er mich auch fragte, von welcher Seite er sich auch heranpirschte, mir wäre nicht einmal im Traum eingefallen, etwas zu „gestehen“. Nach drei Tagen begann er anders mit uns zu reden. Um die Mitternachtszeit brachte man mich nach oben. Um den Tisch saßen neben dem Untersuchungsrichter auch Bagrat Kukulawa und Durmischchan Qipiani.

Gigi erhob sich, ging im Raum auf und ab und wandte sich dann uns zu. „Soll ich euch alles offen sagen? Die Sache ist nicht so einfach, wie ihr denkt. Recht gut, das ihr den Kulturpalast nicht angezündet habt, ihr denkt wohl, ich weiß das nicht? Das wusste ich schon damals, als man mir den Haftbefehl übergeben hat.“

„Wenn das so ist warum sind wir dann hier?!“ konnte ich mich nicht mehr beherrschen und platzte es laut heraus.

„wenn ihr mir zuhört, werde ich euch alles erzählen. Wenn ihr vernünftige Leute seid, dann müsst ihr das verstehen. Wir brauchen jetzt auf beiden Seiten gegenseitige Unterstützung, wir eure und ihr unsere. Wir müssen das besprechen, einen anderen Weg gibt es nicht. Hier sind wir zu viert. Dieses Gespräch hat unter uns zu bleiben.“

„Sie haben das sagen“, Kukulawa führte die Hand an sein Ohr, denn er war schon damals schwerhörig.

„Zuerst will ich euch unsere Not schildern. Stellt euch unsere Lage vor. Ihr wisst ja, was in der Stadt passiert. Ich rede von Bombenanschlägen und Brandstiftungen.“

„Was haben wir denn damit zu tun?“ erregte sich Qipiani.

„Nicht ihr, wir haben etwas damit zu tun. Wir sind so davon betroffen wie ein Ferkel, das sich im Zaun eingezwängt hat, wir können weder vor noch zurück. An dem Tag, an dem der Kulturpalast brannte, ließ Inasaridse unseren Chef zu sich kommen und sagte zu ihm:

„Wenn ihr diese Bande nicht in einer Woche aushebt, entlasse ich euch alle vom Dienst.“

Was sollten wir machen, sagt es mir, sind wir nicht auch Menschen?“

„Macht sie doch ausfindig, das ist es“ riet Kukulawa.

„Du denkst wir fahnden nicht? Die Milz ist uns in den Bauch gerutscht. Unsere Jungs sind am Ende ihrer Kraft, wenn du sie ansiehst, keiner sieht mehr aus wie ein Mensch. So etwas haben wir noch nie erlebt. Wer ist das, was sind das für Leute, sollen wir vielleicht zur Wahrsagerin rennen? Mit den Dieben haben sie nichts zu tun. Das mehrere am Werk sind, das ist klar. Einer allein wäre dazu nicht in der Lage. Wir sind vor Angst halbtot. Ich sage dir: denkst du, das Inasaridse nur droht und es nicht wahr macht? Er guckt uns ohnehin schief an. Aber es geht ja nicht um uns: Unsere Kinder werden verhungern. Keinem Menschen auf der Welt geht es jetzt erbärmlicher als uns. Das wir diese Uniform tragen und einen Revolver haben, damit ist es doch nicht getan.“

Ich versuchte mir Marschania ohne Revolver und ohne Uniform vorzustellen. Es fiel mir zwar schwer, aber ich stellte es mir vor. Dann versuchte ich mit dem arbeitslos und ohne Einkommen gebliebenen Mitleid zu empfinden, aber ihr könnt mich totschielen: Ich konnte kein Mitleid empfinden.

„Das ist ja alles gut, aber womit können wir euch helfen?“ fragte ich so ruhig, wie ich es vermochte.

„Wenn ihr mir Gelegenheit gibt, will ich euch alles bis zum Ende erklären, wenn nicht, dann stehe ich alleine da“, appellierte der Untersuchungsrichter an unser Mitgefühl. „Wir haben uns aufgemacht, und wie ihr seht, euch alle drei festgenommen.“

„Mit welchem Recht habt ihr uns verhaftet?“ Kukulawa bediente sich häufig des „Rechts“. Noch jetzt reizt es mich, wenn er „Recht“ sagt und das Wort mit mingrelischem Akzent ausspricht. Er bringt keine fünf Worte heraus, ohne das „Recht“ einzuflechten.

„Das bleibt jetzt unter uns, aber ganz zu unrecht seid ihr auch nicht festgenommen worden. Zwar habt ihr den Kulturpalast nicht in Brand gesteckt, aber ihr seid doch keine Kinder und wisst ganz genau, dass die materielle Verantwortung für das Gebäude dem Direktor, dem Verwalter und dem Nachtwächter obliegt. Es ist jederzeit gerechtfertigt, von euch Rechenschaft zu verlangen. Wer würde euch denn ungestraft davon kommen lassen. Ein Untersuchungsrichter, der es darauf anlegt, würde jedem von euch drei Paragraphen anhängen. Es ist ja nicht eine kleine Bude abgebrannt, sondern ein riesiger Palast.“

„Haben wir ihn denn angezündet?“ Qipianis Stimme wurde weinerlich.

„Ihr habt ihn nicht in Brand gesetzt, sage ich euch christlich, und was soll ich euch weiter sagen, aber schuldig seid auch ihr, alle drei. Ob ihr drei Jahre bekommt oder fünf, das hat keine große Bedeutung. Bei uns müsst ihr wohlbehütet sein, und ihr wisst doch, wie Mitarbeiter der Staatsorgane stehen zu unserem

Wort und vergessen das Entgegenkommen nicht. Und schließlich seid ihr und überhaupt alle in unserer Hand. Jetzt sind wir in einer misslichen Lage, denn sonst bitten und flehen wir nicht, damit ihr das wisst.“

„Womit können wir denn beispielsweise dienen?“ konnte Kukulawa nicht widerstehen zu fragen. Denn wir begriffen sehr wohl, was Marschania uns andeutete.

„Ihr müsst die Brandstiftung auf euch nehmen.“

„Was heißt das: Auf euch nehmen?“ Qipiani fuhr auf seinem Stuhl herum. „Ihr müsst gestehen. Einen anderen Ausweg habt weder ihr noch wir. Ich verspreche euch, das unser Chef mit dem Richter sprechen wird, und gebe euch mein Wort, dass man euch nicht mehr aufbrummt, als ihr ohnehin als offizielle, leitende Persönlichkeiten des Kulturpalastes verdient hättet. Ihr seid verständige Leute und versteht, glaube ich, wie viel Gutes ihr tut, wenn ihr in meine Bitte einwilligt. Erstens rettet ihr uns vor dem Zorn von Inasaridse, zweitens erhöht ihr das Ansehen der Polizei. Wir sind keine schlechten Menschen, das könnt ihr mir glauben, und wir sind überaus wichtig für die Gesellschaft. Warum streunen diese Bombenleger herum, wisst ihr das? Sie haben keine Angst. Wenn sie überzeugt wären, dass der Polizei nichts verborgen bleibt, wäre das anders. Mit eurem Prozess wird unsere Autorität erhöht.“

„Zur Erhöhung eurer Autorität sollen wir im Knast sitzen, wir unschuldigen Menschen?“ stieß Qipiani mühsam aus seiner trockenen Kehle hervor.

„Nicht nur für uns, für die Stadt, für euere Zukunft sollt ihr sitzen. Erstens habe ich doch gesagt, das ihr schon sitzt“, Marschania ließ seine Finger auf dem Tisch spielen, „auch ohne mein Ultimatum müsstet ihr Rechenschaft ablegen. Wenn ihr jetzt denn Brand gesteht, wisst ihr, was dann folgt? Die Explosionen und Brände werden aufhören. Wollt ihr denn nicht, das euere Frauen und Kinder in Ruhe schlafen können?“

„Welche Garantie habt ihr, das das aufhören wird?“ fragte ich.

„Ich kenne die Psychologie der Verbrecher. Erstens werden die Leute zu der Überzeugung gelangen, das die Polizei wachsam ist und der Verbrecher seinen Lohn bekommt. Die Stadt wird ein wenig ihre Nerven beruhigen. Was die eigentlichen Verbrecher betrifft, so werden sie denken: Unschuldige Leute sind unseretwegen bestraft worden, und sie werden diese Gegend verlassen. Euren Widerstand braucht niemand, das ist doch wahr. Wir wissen, gegen wen und was diese Brände und Explosionen gerichtet sind. Ihr habt mich doch verstanden?“

„Nein“ sagte Kukulawa. „Natürlich habt ihr mich verstanden, aber ihr traut mir



nicht. Ihr glaubt mir nicht. Das drei Tage Untersuchungshaft vergangen sind, seht ihr ja. Wäre es möglich gewesen euch zu entlassen, hätte ich euch heute früh gehen lassen. Wir haben keinen anderen Weg, versteht uns auf menschliche Weise und helft uns!“

„Ja, aber warum sollen wir euch helfen, holt doch andere zu Hilfe. Tausenderlei Gesichter hungern in der Stadt herum, verhaftet die und klagt sie an“, fand Qipianai den Ausweg.

„Wie oft habe ich euch gesagt wir würden euch auch so festnehmen. Ihr tragt die Verantwortung für das Gebäude. Jetzt, nachdem drei Tage vergangen sind, wie könnt ihr da nicht begreifen, dass wir gezwungen sind, euere Verhaftung zu rechtfertigen. Wir wollen euch nichts schlechtes antun, aber keiner von euch hier ist ein Unschuldslamm. Wenn wir euren Machenschaften nachgehen, dann wisst ihr, das ihr es seid, die bitten und flehen müssen, aber wir wollen nicht zu weit greifen.“

„Was für Machenschaften beispielsweise?“ fragte Kukulawa naiv.

„Sie wissen doch besser als ich, von welchen Dingen hier die Rede ist, Herr Bagrat. Sollte denn jemand, der ein Verbrechen begeht und den wir nicht schnappen, denken, das wir ihn nicht gefunden haben und er ungeschoren davon kommt? Glaubt bloß das nicht. Wir wissen alles. Unser Auge sieht mehr, als ihr denkt. Als ihr Bruder die Zigarettenhülsen aus der Tabakfabrik gestohlen hat, ihr sie in euer Haus gestopft und am nächsten Tag verkauft habt, was meinen sie, gehörten ihnen dafür nicht die Ohren langezogen? War das So? Es war doch so? Drei volle Jahre lang“, Gigi zog sein Notizbuch hervor und sah hinein,

„Von neunzehnhunderteinundfünfzig bis zweiundfünfzig, habt ihr euch damit abgegeben. Das war doch ein Verbrechen? Das als erstes, mein Herr, interessiert sie noch weiteres?“ Er warf wieder einen Blick in sein Notizbuch. „soll ich weiter machen, soll ich aufzählen, was sie allein in den letzten sieben Jahren begangen haben, von den Jugendjahren mal ganz abgesehen?“

„Ist nicht nötig, sie brauchen nicht weiter zu machen“, erklärt Qipiani, stützte das Gesicht auf seine Fäuste und startete auf den Tisch.

„Und nicht nur in einer, in vier-fünf Sachen steckt ihr alle drei drin, das bedarf überhaupt keines Beweises.“

„Warum habt ihr uns nicht schon früher geschnappt?“ fragte Bagrat leise. „Wir sind keine schlechten Menschen, darum. Uns geht es nicht nur um Festnahmen, wir sind noch mit tausenderlei anderer Dinge beschäftigt. Warum wir euch bis heute nichts getan haben? Wer weiß, vielleicht haben wir auf diesen Tag gewartet.“

Jetzt sind wir selbst ein wenig in Not, und ihr habt auch keine Freude. „Wenn wir Männer sind, müssen wir einander verstehen.“

„Die Stadt wird trotzdem nicht glauben, dass wir die Brandstifter sind“, meinte ich.

„Mach dir darum keine Sorgen. Wenn sie es nicht glauben wollen, sollen sie es nicht glauben. Die Hauptsache ist, das unser Chef Inasaridse überzeugen kann, das der Brand des Kulturpalastes geklärt ist. Mehr wollen wir nicht. Dann wissen wir schon, was wir zu tun haben.“

„Nehmen wir an, ich wäre einverstanden und gestehe, das ich den Brand gelegt habe, warum hätte ich das Haus denn anzünden sollen, was meinst du?“

Ich merkte, dass ich den ersten zaghaften schritt zurück machte.

„Darüber unterhalten wir uns noch. Was die Stadt betrifft, die Stadt hat so einen Charakter: Wenn wir euch gleich heute entlassen und erklären, die Anschuldigung hat sich nicht beweisen lassen, sie haben sich als unschuldig erwiesen, wird die Mehrzahl enttäuscht sein. Die Stadt möchte nicht, dass ihr den Kulturpalast nicht angezündet habt, versteht ihr? Und dann würde euere Freilassung, die praktisch fast unmöglich ist, uns endgültig den Rest geben. Sie haben Geld zusammengekratzt und die Sache geregelt, wird es heißen. In Inasaridses Augen werden wir dann endgültig unten durch sein. Werden wir das machen? Das werden wir nicht.“

„Und wenn wir alle drei nicht mitmachen? Wenn wir diese Schuld nicht eingestehen, was dann?“ Das war Qipiani.

„Was dann kommt, habt ihr nicht begriffen? Rede ich denn so unverständlich? Wir werden unseren Teil abkriegen. Die Welt stürzt nicht ein, weil eine Sache nicht aufgeklärt wird. Vielleicht wird man unserem Chef und mir Vorhaltungen machen. Selbst wenn man uns vom Dienst suspendiert, was bringt es euch ein? Dazu haben wir immer noch Zeit: euere Untersuchung abzuschließen, jedem einen Paragraphen, der wenigstens neun Jahre bedeutet, anzuhängen und euch vor Gericht zu bringen. Übrigens brauchen wir euer Geständnis nur für die öffentliche Meinung, denn für euch ist die Anklage wegen Brandstiftung bereits abgeschlossen. Wir konstruieren das so fest, wir denken uns solche Fakten aus, dass euch selbst Zweifel beschleichen werden, ob ihr den Palast nicht tatsächlich angezündet habt. Solcher Fantasie sind wir fähig, habt keine Angst. Nicht jeder, der verurteilt wird, gesteht seine Schuld, damit ihr es wisst: Im Allgemeinen ist das Geständnis ein Umstand, der das Urteil mildert.“

„Was soll ich denn vor Gericht aussagen, warum ich, der Direktor, das Gebäude in Brand gesteckt habe, an dem ich acht Jahre lang gebaut habe und von dem ich

kaum erwarten konnte, das es endlich fertig war? Wenn ich übergeschlagen wäre und nichts mehr für Kunst empfunden hätte, wäre ich denn aber so ein Trottel gewesen, das ich nicht gewusst hätte, dass mit dem Kulturpalast auch mein Direktorensessel und meine Zukunft in der Kunst verbrennen musste“, fragte ich Marschania mit zitternder Stimme und rang mit den Händen.

„Ihr Gedanke ist begründet. Aber auch dafür gibt es Abhilfe. Es gibt doch Fälle, in denen Direktoren ihre eigenen Institutionen niederbrennen. Sagen wir, Sie haben sich finanziell ruiniert. Von allem anderen abgesehen, waren Sie aufgebracht, weil man ihnen die Verleihung eines Titels verweigert und ihr Verdienst nicht gewürdigt hatte.“

„Und ich, warum sollte ich mit der Sache zu tun gehabt haben, ich als Wirtschaftsleiter?“ sagte Qipiani beinahe weinend.

„Du hattest dein eigenes Interesse. Irgendwas ist auch dir bei dem Brand zupass gekommen.“

„Was denn beispielsweise?“

„Reden wir erst über die Hauptsache, und dann werde ich es euch sagen, ganz konkret. Es ist doch durchaus möglich, dass ihr alle drei nur blinde Werkzeuge eines vierten gewesen seid. Dieser vierte hat euer Interesse geweckt, hat euch bestochen, entweder mit Geld oder etwas anderem, und euch mit Brandstiftung des Kulturpalastes beauftragt.“

„Warum sollte er denn uns bestechen, ausgerechnet diejenigen, die sich um das Wohl des Palastes zu kümmern hatten. Wäre es nicht billiger gewesen, andere zu kaufen?“ fragte ich.

„Vielleicht wären andere ohne euch nicht in der Lage gewesen, das aus zu führen.“

„und weshalb soll er uns alle drei bestochen haben? Kann man ein solches Vorhaben drei Männern anvertrauen? Hätte er nur einen von uns bestochen. Warum soll nicht einer allein im Stande sein, das Feuer zu legen?“ Auch diese Frage von Kukulawa war sozusagen berechtigt.

„Da habt ihr Recht“ Ich merkte, dass es Marschania schwer fiel, eine direkte Antwort zu geben. „Das habe ich seinerzeit dem Chef auch gesagt, aber jetzt ist es zu spät, darüber zu reden. Wenn wir jetzt einen von euch frei lassen, dann ist das auch für euch selbst schlecht. Im gleichen Augenblick wird man euch anhängen, das ihr die anderen verpiffen habt.“

„Nehmen wir mal an, wir legen ein Geständnis ab, ihr verurteilt uns und gebt uns, was uns zusteht. Und nehmen wir an, dass die Brandstiftungen und Bombenanschläge, wie ihr sagt, wirklich aufhören, kommt ihr dann nicht wieder auf uns

zurück und werdet uns die früheren Brände und Explosionen anlasten?“ „Ich bitte sie, ich gebe ihnen mein Wort, für dieses Versprechen stehe ich mit meinem Leben und dem meiner Familie ein. Wir werden euch nicht nur keine anderen Sachen anhängen, sondern auch den Richter veranlassen, die Mindeststrafe zu verhängen.“

„Was sollen wir Mache?“ wandte ich mich nach einer kurzen Pause an Qipiani und Kukulawa.

Die „Verbrecher“ schwiegen. Wieder brach Gigi das Schweigen: „Für heute soll das genügen. Geht jetzt und denkt darüber nach. Wenn ihr mich fragt, gibt es eigentlich nichts zu überlegen. Ein anderer Ausweg ist nicht in Sicht. Wir können nicht zurück, weder ihr noch wir. Setzen wir das Gespräch morgen fort.“

Am Morgen steckte man uns drei in eine Zelle, damit wir Gelegenheit hatten, zu überlegen und zu beraten. Im Allgemeinen sitzen diejenigen, die mit der selben Sache zu tun haben, niemals zusammen. Doch Marschania wusste, was er tat.

Wir stritten, wir diskutierten, von allen Seiten, unter jedem Blickwinkel betrachteten wir unsere Lage, wir berücksichtigten alles, wieder und wieder präzisierten wir bei Marschania verschiedene Einzelheiten, und zwei Wochen darauf, „gestanden wir das Verbrechen“.

Wir bekannten uns zum Brand des Kulturpalastes. Aber damit fing unsere und Marschanias Plage erst an.

Wir vier (und außer uns, wie es sich herausstellte, noch andere) vertieften uns in eine gewaltige und schöpferische Arbeit. Es war doch kein Scherz. Wir mussten ein überzeugendes, juristisches Dokument schaffen, damit das Gericht und die anwesende Öffentlichkeit unsere Schuld nicht bezweifeln konnte. Als wir die ersten Aussagen zu Papier brachten, waren sie naiv und bis zur Lächerlichkeit und stimmten nicht überein. Niemand möge sich die Angelegenheit leicht vorstellen. Besonders schwer schien es zu beweisen, was ich von Anfang an befürchtet hatte: warum grade wir beschlossen hatten, den Kulturpalast in Flammen zu setzen, diejenigen, die für seinen Bestand verantwortlich waren. Die zweite Schwierigkeit bestand zu erklären, wie wir drei Personen so verschiedenen Charakters, unterschiedlicher Dienststellung und Anschauungen übereingekommen waren, das Haus niederzubrennen. Welche Interessen vereinten uns zu diesem Verbrechen? Als Ausweg fanden wir eine Zeitlang, dass ich, der Direktor, meine Untergebenen in das „verbrecherische Tun“ hineingezogen hätte. Damit war ich nicht einverstanden, und die anderen nötigten mich nicht. Im Falle der Organisierung und Führerschaft wäre meine Schuld schwerer geworden, und ich hatte nicht die geringste Lust, auch nur eine Woche länger als



Kukulawa und Qipiani im Gefängnis zu sitzen. Schließlich, als uns die Motivierung der psychologischen Seite des Verbrechens sehr schwer fiel, kamen wir auf den „vierten Mann“. Wir fanden eine etwas erniedrigende, aber doch verhältnismäßig Lösung: Zu unseren geheimen Treffen wäre ein Mann im schwarzen Mantel und mit einer dunklen Brille gekommen, hätte in einem schwarzen „Diplomatenkoffer“ Geld gebracht und hartnäckig verlangt, für ein sehr solides Entgelt sollten wir den Kulturpalast in Brand setzen. Geblendet von dem Wunsch, reich zu werden, gaben wir nach langem Zögern unsere Bereitschaft zu erkennen. Und wenn die Vernehmung auf die Frage kam, was aus dem Geld geworden war? Auch darauf hatten wir eine Antwort bereit: Den Lohn für unsere Arbeit sollten wir am dritten Tag nach dem Brand in Empfang nehmen. Aber aus irgendeinem Grund ließ der Mann mit der schwarzen Brille und dem Diplomatenkoffer auf sich warten. Wir dachten uns eine tolle Kriminalgeschichte aus. Aber auf zwei Fragen konnten wir doch keine Antwort finden. Erstens, wer jener Mann in schwarzen Mantel war, dem wir so blind vertraut hatten, ob seine Person und sein Aufenthaltsort den anderen Mitgliedern der Verbrecherbande bekannt waren oder nicht, und zweitens, ob wir nicht wenigstens ein einziges Mal diesen Bösewicht mit der schwarzen Brille gefragt hätten, welches Interesse er hatte, was ihn dazu bewog, diesen harmlosen Kulturpalast anzuzünden, wenn er soviel Geld dafür aufwandte. Wir quälten uns mächtig, aber diese beiden Probleme konnten wir einfach nicht lösen. Marschania schlug uns ein vom juristischen Standpunkt recht primitives Vorgehen vor: Wir kannten den Mann im schwarzen Mantel nicht, wir hatten ihn nie zuvor gesehen, und wenn wir ihm begegnen würden, könnten wir ihn selbst jetzt nicht wieder erkennen, weil er eine dunkle Brille und vielleicht sogar eine Perücke trug. Wir fragten ihn auch nicht, warum er es sich in den Kopf gesetzt hatte, ausgerechnet den Kulturpalast und nicht irgendeine andere, nicht minder gewichtige Einrichtung niederzubrennen. Die Untersuchungen gaben sich mit diesen Antworten zufrieden, die Fahndung nach dem vierten Mann wurde nicht fortgesetzt, und auch der Richter (Gesegnet sei seine Familie) fragte uns nicht nach der Person in dem schwarzen Mantel und mit der dunklen Brille.

Vor der Gerichtsverhandlung und auch danach standen wir natürlich mit unseren Familien in schriftlichem Kontakt, wie und auf welche Weise, bleibt Gefängnisgeheimnis und verrate ich euch allein schon deswegen nicht, damit meine Offenheit den mit dieser wohlthätigen Angelegenheit befassten biederen Menschen keinen Schaden zufügen kann.

Der Chefuntersuchungsrichter behielt Recht: Nach unserer Festnahme hörten die Brandstiftungen und Bombenanschläge in der Stadt auf.

Als sei es gestern gewesen, erinnere ich mich, wie wir am Vortag der Gerichtsverhandlung in unserer Zelle wie auf Dornen saßen und mit dem Eifer eines Vorzugsschülers den tausendfach durchgekauten Text unserer letzten Aussagen lernten. Marschania übte mit uns die Antworten auf die zu erwartenden Fragen ein.

Ich kann nicht umhin zu sagen: Gigi Marschania hat Wort gehalten. Fünf Jahre bekam jeder von uns aufgebrummt, zu normalen Bedingungen im Arbeitslager. Wenn ich euch sagen würde, im Lager wären wunderbare Bedingungen, wäre das gelogen. Aber glaubt mir, aushalten kann man es auch dort.

# Die Falle



Mit Gewissheit kann ich Ihnen nicht sagen, ob ein anderes Volk jene seltsame Sitte besitzt, die der Überlieferung eines Chronisten zu Folge zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Imeretien Fuß fasste und sich dann in ganz Georgien verbreitete. Diese merkwürdige Tradition heißt Frauenprüfung, manche nennen sie auch Brautschau. In Begleitung mehrerer vertrauter Personen begibt sich ein lediger Mann manchmal freiwillig, seltener gegen seinen Willen in die Familie eines heiratsfähigen Mädchens. Natürlich sind die Gastgeber bemüht, sich dem künftigen Schwiegersohn im besten Licht zu zeigen, und es wird ein Festmahl gerichtet. Selbstverständlich kann eine Brautschau auch auf einem neutralen Platz, in einer kleinen Parkanlage oder im dramatischen Theater, stattfinden, aber in der Familie ist das etwas ganz anderes. Erstens kann die zukünftige Bräutigam die Angaben der Braut bei der Arbeit im Haushalt überprüfen, und zweitens kann er auch ein Auge auf die Familie des künftigen Schwiegervaters werfen, um zu berücksichtigen, in welchem Kreis, in welcher Tradition und welchen Vermögensverhältnissen seine künftige Frau erzogen worden ist. Ein trauriges Bild der Brautschau hat uns der unsterbliche Dawit Kldiaschwili in „Darispans Not“ entworfen, und wenn ich mich jetzt erdreiste, dann tröste ich mich nur damit, dass das in meinen Novellen erzählt wird, fast hundert Jahre nach dem Leben Darispans, in den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, geschieht und das Ende der Geschichte sich völlig von Darispans Not unterscheidet. So will ich denn mit Gott beginnen.

Den neununddreißigjährigen, unverheirateten Rapiel Sumbadse brachte man in das Dorf Saprasia zur Brautschau. Die Wendung „brachte man“ habe ich hier nicht zufällig gewählt. Rapiel brachte man tatsächlich dorthin, denn der Pharmazeut mit dem schütterten Haar am Hinterkopf wollte um nichts in der Welt heiraten. Was er auch für Gründe vorbrachte, wie sehr er sich auch sträubte, es gelang ihm nicht, sich daraus zu befreien. Seine Verwandten und Freunde (vor allem sein Klassenkamerad Giso Schawdia, Vater von drei Kindern, trieb die Sache voran) hatten sich fest vorgenommen, Rapiel zu verheiraten, und in den letzten drei Monaten nahm der unbescholtene Apotheker nun schon das siebente mal am Zeremonial der Brautschau teil. Die letzten vier Versuche, Rapiel zu verheiraten, endeten für den möglichen Schwiegersohn höchst erfreulich. In einem Fall missfiel er der Braut, in einem fall sprach die Schwiegermutter eine

höfliche Ablehnung aus, und viermal widersetzte sich Sumbadse: „Sie gefällt mir nicht, sie rührt mein Herz nicht, bringt mich um, wenn ihr wollt.“

Giso hat leicht reden, nicht Giso, sondern ich muss mein ganzes Leben mit einem unliebsamen Menschen zusammenleben. Es brennt doch nicht, weshalb legt ihr mir die Hand an die Kehle. Schauen wir uns noch ein wenig um, es wird sich schon eine bessere finden. „Schließlich hatte auch Rapiel das Herz eines Mannes, ab und zu ließen ihn die fragenden Augen der Mädchen, die er ungerechtfertigt abgewiesen hatte, nicht schlafen, aber er wollte einfach nicht heiraten und tat alles, um die Sache im Sand verlaufen zu lassen. Er wusste selbst nicht, warum er nicht heiraten wollte. Erdachte, etwas Neues und Schwieriges würde in seinem Leben beginnen, die goldene Zeit der Freiheit enden, und das schwere Joch des Zwangs würde sich auf seinen Nacken legen.“

Die Familie Gongadse aus Saprasia hatte Giso ausfindig gemacht. Tariel Gongadses Tochter Schorena hatte die Pädagogische Lehranstalt abgeschlossen und arbeitete an der Grundschule von Bagdadi als Lehrerin.

„Vom Aussehen, von der Häuslichkeit und vom Anstand (letzterer ist für den imerischen Mann ein sehr weiter Begriff, und ich will nicht darangehen, ihn mit delikaten Überlegungen zu präzisieren) ist nichts an ihr auszusetzen,“ meinte Giso, „wenn du überhaupt heiraten willst und kein Jammerlappen bist, dann wird sich das heute zeigen.“

Kurzum, man belehrte ihn, so gut es ging, und redete ihm ins Gewissen. Man rasierte ihn, putzte ihn heraus und brachte ihn nach Saprasia. Gott, stehe mir bei, dachte Rapiel und starrte die ganze Fahrt über hinaus auf die Eichen von Sagoria. Gott, erbarme dich meiner! Er empfand jetzt Hass auf seinen langjährigen Freund Giso, mit dem er zusammen aufgewachsen war: Weil ihm drei Kinder auf dem Buckel sitzen und er nicht einmal Zeit hat, sich im Fernseher ein Fußballspiel anzuschauen, ist er so egoistisch geworden und will mich jetzt in die gleiche Klemme bringen! Schuld trugen auch seine jüngerer Bruder Datuna, der gleichfalls schon Frau und Kinder hatte, und seine unverheiratete Tante Wara, die auf den Rücksitzen des Autos Platz genommen hatten und große Hoffnungen auf den Besuch in Saprasia setzten. Es wird euch nicht gelingen, dachte Rapiel und freute sich, dass er wenigstens in Gedanken denken konnte, was er wollte.

Kaum hatte Giso den Wagen gebremst, öffnete sich das grüngestrichene Tor, ein kleiner Junge zerrte beide Flügel des Tores energisch auf dem Asphalt zur Seite, wischte sich die Hände an seinem roten Hemd ab und blickte Tariel an, der mit schnellen Schritten aus der Küche kam.

„Fahre ihn in den Hof, Giso, in den Hof! Guten Tag, meine Herrschaften,“ reichte der Gastgeber zuerst Tante Wara die Hand.

„Wozu, das ist doch nicht schlimm,“ Giso ließ die Tür des Autos offen. „Herr Tariel, das ist mein Freund Rapiel Sumbadse, sein Bruder Dawit, Frau Wara kennen Sie schon, denke ich.“

„So von weitem,“ bewahrte Gongadse Haltung, denn außer Giso sah er alle zum erstenmal. „Das ist zwar nicht schlimm, aber trotzdem habe ich ihn im Hof lieber. Kinder rennen herum, und ich will nicht, dass sie rangehen. Sonst geht es doch gut, Giso?“

„Wie soll es einem schon gehen, wenn man nur heißen Asphalt um sich hat!“ Betonte Giso, dass er aus der Stadt kam. Das Auto fuhr er trotzdem nicht in den Hof. „Wir hatten hier in der Gegend zu tun und haben mal hier vorbeigeschaut. Ich sage immer, an Herrn Tariels Tor kann man nicht heimlich vorüberfahren. Wenn Sie an meinem Haus in Kutaissi vorbeikämen, würden Sie das nicht auch so machen?“

„Selbstredend, wozu sind wir denn Menschen. Was Sie mir für eine Freude bereitet haben, Giso,“ der Gastgeber führte die werten Gäste in den Hof zu einer Treppe mit einem massigen Geländer, das mit eisernen Ornamenten verziert war.

„Gehen Sie hinauf, meine Herrschaften, vielleicht können Sie sich mit Nardispiel unterhalten.“

„Danke, wir bleiben lieber an der frischen Luft,“ Rapiel wusste, was es bedeutete nach oben zu gehen. Im Haus würde man ihm die Braut, die schüchtern den Kopf gesenkt hielt, vorstellen, und er wollte diese peinlichen Augenblicke möglichst hinausschieben.

„Wir werden schon raufgehen, Herr Tariel, wieso denn nicht? Erst wollen wir noch ein wenig in Ihren schönen Hof gehen und uns die Beine vertreten. In der Stadt sitzen wir doch nur herum.“

„Dann lasse ich Sie einen Augenblick allein. Ich bitte aber um Entschuldigung,“ Tariel wandte sich geschäftig der Küche zu.

Auch in Saprasia war es recht heiß. Ein vom Chaniszqali kommendes Lüftchen hatte die Gluthitze des Augusts ein klein wenig gemildert, es drehte die Blätter der mitten im Hof stehenden Linde um und ließ dadurch den Baum silbern blicken.

Die Hitze hatte die Gurkenblätter, die durch den Zaun wuchsen, am Stiel eingetrocknet, und die pralle, gelbe Frucht leuchtete hervor, an den Spitzen schimmerten die schlaffen, eingerollten Blätter noch grün.

Auch dem Mais ging es nicht gut. Die langen, schönen Stengel hingen wie geknickt herab und gaben nur dadurch ein Lebenszeichen zu erkennen, dass aus der Spitze der Kolben lange pfirsichfarbene Quasten herabhingen, die sich im Lufthauch bewegten.

Die Hände auf dem Rücken, ging Rapiel an einem Dachvorsprung vorbei und warf einen verstohlenen Blick zur Küche.

Dort waren zwei schwarzgekleidete Frauen beschäftigt. An der Feuerstelle saß Tariel und drehte ein Hünchen am Spieß. In einem rußgeschwärzten Kessel, der an einer Kette über dem Feuer hing, brodelte Hirsebrei.

„Kommen Sie herein, mein Herr. Entschuldigen Sie, dass hier so eine Unordnung herrscht.“

Eine sympathische Frau mit einem Kopftuch, deren Hände in einem Teig steckten, hatte den Blick des Gastes sogleich aufgefangen.

„Ach je,“ Tariel ließ den Bratspieß los und wandte sich um, „sofort komme ich raus, mein Lieber.“

„Nicht doch, machen Sie sich keine Umstände. Ich schaue so gern in die Küche hinein. Leider ist die Kultur des Küchenhauses bei uns ausgestorben. In der Stadt kann man sie nicht mehr sehen, und auch auf dem Land kennen sie viele nicht mehr.“

„Das ist wirklich ein guter Brauch. Erstens bleibt das Haus sauber, und zweites haben wir hier zwar Gas, aber ich und meine Frau, wir ziehen es bäuerlich vor, wir finden das Feuer besser.“

„was auf dem Feuer zubereitet ist, hat einen ganz anderen Geschmack,“ sagte der Bräutigam nach einer kleinen Weile und trat von der Tür weg, aber inzwischen hatte sich Tariel die Hände gewaschen und begleitete ihn.

Als sie die Treppe hinaufgingen, wandte sich der Hausherr an Giso: „was meinen Sie, Giso, soll ich die Tafel oben decken lassen oder...“

„Machen Sie sich doch keine Umstände, mein lieber Tariel, wir sind doch nicht hergekommen, um uns länger aufzuhalten. Soviel Zeit haben wir nicht. Setzen wir uns da unter die Linde, das ist das Beste. Im Haus wäre es zu heiß.“

Auf dem Balkon kam ihnen in einem Fischfarbenen Kleid ein vollschlankes Mädchen mit weißem Hals entgegen. Für eine künftige Braut blitzten ihr die Augen ein wenig ungewöhnlich schelmisch, und sie konnte das Lächeln, das auf ihren schönen Lippen lag, kaum bändigen. Offenbar war es das auch für sie nicht das erste Brautschau-Zeremonial. Sie trug kurzgeschnittenes, glattes Haar, hatte geschwungene schwarze Augenbrauen und eine schmale Nase mit feinen Nüstern. Einzig die etwas rundlichen Arme verrieten, dass sie die Zwanzig längst

überschritten hatte. Man machte sich miteinander bekannt, erkundigte sich nach dem befinden, unterhielt sich eine kleine Weile über das Wetter, und dann verschwand man, wie es der Plan vorsah, unbemerkt aus dem Gästezimmer und ließ die beiden „zum entscheidenden Gespräch“ allein.

Was soll ich nun denn sagen, dachte Rapiel, dieses Mädchen ist reizvoll wie eine Gazelle und hat es doch nicht nötig, dass ich an ihr etwas aussetzen finde. Ich muss mit diesem albernen Getue Schluss machen. Ich gehe einfach nicht mehr zu einer Brautschau mit, mit keinem, egal, wer ist. Ich bin kein Bräutigam, und was auch immer geschehen mag, wenn es einen der Vater des abgelehnten Mädchens nicht so fühlen lässt, innerlich wird er einem trotzdem zum Feind. Ich werde einfach erklären, dass ich nicht heiraten will, und dann werden sie mich in Ruhe lassen. Das wird die Wogen hochgehen lassen, aber kann man dem verrückten Giso denn trauen? Was soll ich diesem netten Mädchen jetzt sagen, worüber soll ich mit ihr sprechen? Dachte Rapiel.

Schorena hatte die Hände um die Ellenbogen gelegt, betrachtete die Reproduktion von Rembrandts „Balaams Esel“ an der Wand und wartete auf den Beginn des Gesprächs.

„Welche Klassen unterrichten Sie?“ fragte Rapiel einfach so, um ein paar Worte zu finden. Auch Schorena begriff recht gut, dass diese Frage mit der Sache, derentwegen man sie allein gelassen hatte, nicht das Geringste zu tun hatte.

„Die Anfänger.“

„Wahrscheinlich mögen die Kinder Sie sehr.“

„Stimmt schon. Es ist leicht die Zuneigung der kleinen zu gewinnen.“

Rapiel lag es schon auf der Zunge zu sagen: Bei den Großen fällt es wohl etwas schwerer, aber er sagte es nicht. Das sähe ja wie übermäßig verschlüsselt es Reden aus.

Haben Sie es weit bis zur Schule?“ Was beiße ich mich an dieser Schule fest, überlegte Rapiel, doch es war schon zu spät.

„Unten im Zimmer liegt sie, wo sie abgebogen sind, auf der linken Seite.“

„Gehen Sie zu Fuß hin?“

„Wenn mich nicht ein Bekannter unterwegs einholt, ja.“

„Holt Sie öfter jemand zufällig ein?“

„Das schon, hier im Dorf haben allein fünf meiner Cousins einen „Shiguli.“

„Wohnen nur Gongadses in diesem Viertel?“

„Wir Gongadses sind nicht viele hier. Übrigens sind wir aus Ratscha hierher umgesiedelt. Die Einheimischen sind Kotrikadses, Zerzwadses und Samcharadses.“



„Gott mache dich glücklich,“ der Apotheker beruhigte sich. Er erhob sich, trat ans Fenster und blickte in den Hof. Unter der Linde wurde die Tafel gedeckt.

„Wie sinnlos haben wir sie heute belästigt.“

„was Sie nicht sagen; der Gast ist von Gott gesandt,“ entgegnete Schorena sogleich.“ Giso hat sich davon abbringen lassen; ich bin nicht für so etwas, ich habe das nicht gern.“

„Warum? Ab und zu ist das nötig.“

„Was ist nötig?“ Rapiel blickte weiter zum Fenster hinaus.

„Ein bisschen herzukommen.“

Sumbadse drehte sich zu ihr um und sagte deutlicher als gewöhnlich:

„Schorena, wir müssen offen miteinander reden.“

In Rapiels Worten mischten sich Entschiedenheit und Bitten.

Schorena war ganz Ohr.

„Lohnt sich das alles jetzt? Du siehst doch, was auf der Erde geschieht. Jeder hat auf sich selbst zu achten, wozu sich dann noch Kinder aufhalten. Kommt irgend so einem Verrückten etwas in den Kopf, drückt er auf den Knopf und lässt dich samt deinen Kindern im Stich.“

„Wovor hast du denn Angst,“ sagte Schorena mit veränderter Stimme.

„Giso hat seine Flausen im Kopf. Ich betrachte das Leben nüchtern. Als ich fünfundzwanzig war, hätte ich mich aufraffen und heiraten sollen. Was soll ich denn jetzt noch herumscharwenzeln? Ich halte mich ohnehin kaum noch auf den Beinen. Ich bin bald über vierzig, du siehst doch, dass ich aussehe wie eine gerupfte Gans.“

Schorena schwieg.

„Du scheinst ein verständiges Mädchen zu sein und musst mich richtig verstehen. Ich bin nicht zum Familienvater geboren. Ich kann mich nicht um die Kinder kümmern, um Arzneien, um die Wiege und die Verwandten. Ich bin kein Mann, der zum Markt rennt und sich in der Schlange nach Milch anstellt. Ich bin nicht dazu geeignet, soll ich mich zwingen lassen? Der Schöpfer hat mich nicht für diese Sache bestimmt.“

„Na und? Wer zwingt dich denn? Das Mädchen blickte zur Seite.

„Wer mich zwingt? In der Familie lassen sie mir keine Ruhe. Wenn du dir meine Tante Wara ansiehst, wie aus Gottes Mund ist sie entsprungen. Sie selbst hat nicht geheiratet, sie ist ja auch dürr wie ein abgeleckter Finger. Sie tänzelt allein umher, und mir trocknet sie das Blut aus. Ich habe es satt, nach Hause zu gehen. Da ist mein trottelliger Bruder, der sagt: Ich schäme mich für dich, in die Stadt

zu gehen, wenn du ohne Frau in die Jahre kommst. Was ist denn für eine Schande dabei? Gott hat doch nicht alle erschaffen, um Familien zu gründen.“

„Das ist wahr.“

Rapiel schöpfte Hoffnung. Er schob seinen Stuhl näher zu Schorena hin und begann noch energischer auf sie einzureden.

Du bist ein Mädchen wie ein Engel, ich habe doch nichts an dir auszusetzen. Aber aus dieser Sache wird nichts. Selbst wenn an deiner Stelle die Muttergottes wäre, ich will einfach nicht. Ich bin kein Bräutigam. Denkst du etwa, ich bin aus freien Stücken hierher gekommen? Der verrückte Giso hat mich mit Gewalt in das Auto gesteckt. Wenn ich jetzt nein sagen würde, ich kenne seine Allüren: Er schlägt mir den Schädel ein. Du musst mir helfen.“

„was soll ich tun? Was du nicht willst, möge Gott dir nicht geben,“ sprach Schorena mit geheimnisvoller Stimme.

„Ich verstehe, du bist ein verständiges Mädchen. Du musst mich ablehnen. So ist es auch besser. Wozu soll es denn heißen, ich hätte dich nicht gewollt. Du musst sagen: Er gefällt mir nicht; einen Zaunpfahl will ich heiraten, den aber nicht. Du darfst auf keinen Fall einverstanden sein. Wenn ich heiraten wollte, wäre ich ohnehin deiner nicht wert. Ich taue nicht für die Familie. Einmal habe ich meinem Neffen die Wiege geschaukelt, und mir ist schwindlig geworden. Wird jemand unselig geboren, dann kommt nichts dabei heraus, genauso einer bin ich.“

„Ja doch, nichts ist leichter als das.“ Wie vorhin bei der Begegnung funkelt in Schorenas Augen schelmische Lichter auf, und Rapiel war sich nicht im klaren, ob es ein mitleidiges Lächeln war oder ob sich das Mädchen sogar ein wenig über ihn lustig machte.

„Ich werde sagen: Sie gefällt mir, und du musst absolut dagegen sein. Gib keinem eine Gelegenheit, zu bitten und herumzureden. Du musst ganz entschieden sagen: Ich will nicht, Schluss und aus. Ich glaube, die wollen meinen Tod. Was soll ich in meinem Alter heiraten, nachts finde ich keinen Schlaf. Ich glaube, ich bin krank. Ich müsste einen Arzt aufsuchen. Ich habe so einen dumpfen Schmerz in der linken Niere. Auch die Galenblase muss mir entfernt werden.“

„Na, bring dich nicht gleich um.“

„Ich spreche die Wahrheit, warum sollte ich dich belügen.“ Er führte beide Hände an seine Brust: „Stürze mich nicht ins Unglück, Schorena, du musst mir eine kategorische Abfuhr erteilen. Du bist doch ein verständiges Mädchen.“

Schorena lächelte, löste den Blick von dem Bild Rembrandts und musterte Rapiel

noch einmal: „Was handelst du denn mit mir herum, ich hätte das auch so gesagt, wenn du mich nicht darum gebeten hättest.“

Der Apotheker sprang auf und küsste ihr die hand: „Gott mache dich glücklich!“

Mit zwei Sprüngen war Giso an der Treppe. Er ließ Schorena vorgehen und packte Rapiel am Arm: „Was ist herausgekommen?“

„Lass mich erst einmal durchatmen. Was stürzt du dich auf mich wie ein Raubvogel?“ Sumbadse zog ihn zur Seite.

„Sag mir nicht, dass sie dir nicht gefällt, sonst zerreiße ich mir alle Sachen am Leib, „Presste Giso in wilder Entschlossenheit durch die Zähne.

Erschrocken starrte ihn der Bräutigam eine Weile an, und als er sich überzeugt hatte, dass der nicht scherzte, sagte er gelassen: „An ihr ist doch nichts auszusetzen, aber...“

„Was aber?!“

„Ja, willst du denn nicht das Mädchen fragen? Du denkst wohl, sie wird mich begeistert nehmen?“

„Das werden wir sehen,“ Giso flog die Treppe hinab und hüpfte mit strahlendem Gesicht zur Linde hin.

Der Tamada, Tariel Gongadse, wollte auf das Andenken der Vorfahren trinken, als Giso um das Wort bat.

„Entschuldigt, meine Lieben. Wir haben doch nichts zu verbergen und herumzureden. Es sitzt doch kein Fremder am Tisch. Alle wissen recht gut, weshalb wir heute hierher gekommen sind. Und noch heute soll es sich entscheiden, entweder so oder so. Eine Sache aufzuschieben, ist Teufelswerk. Da sitzt mein Rapiel und da liebenswerte Schorena. Vielleicht bin ich etwas hastig, aber ich liebe es, offen zu reden. Wer außer Wohlwollen etwas anderes im Herzen trägt, dem soll der Segen dieser Tafel verwehrt sein. Ich frage dich Rapiel, du bist weder betrunken noch sonst etwas, gefällt dir dieses Mädchen?“

Rapiel blickte in die Runde und sagte mit gesenktem Kopf: „Ja.“

„Willst du sie zur Frau nehmen?“

„Ja doch, aber will sie mich denn heiraten?“

Tante Wara standen die Tränen in den Augen.

„Jetzt frage ich dich, mein liebes Mädchen. Hier sind deine Eltern, und hier sind wir. Überleg dir die Sache und sage uns offen: Gefällt dir dieser Mann? Niemand zwingt dich, aber die Angelegenheit duldet keinen Aufschub. Gefällt er dir, willst du seine Frau werden?“ An der Tafel wurde es Grabesstill. Schorena zupfte ein Petersilienblatt ab und drehte es zwischen den Fingern. Dann sah sie

Giso an, lächelte, atmete auf und sagte, so keck sie konnte. „Ja.“ Wie ein Blitzschlag traf Rapiel die Antwort des Mädchens. Er begriff, dass man ihn hereingelegt hatte. Seine Stirn wurde nass, das Herz begann ihm zu pochen, in den Ohren spürte er ein Sausen.

Man beglückwünschte ihn, man umarmte ihn. Giso trank auf das Wohl von Braut und Bräutigam. Der Apotheker konnte diesen Freudensturm nicht mehr aufhalten. Fassungslos stand er auf, ging zu Schorena, legte ihr die Hand auf die Schulter und flüsterte ihr ins Ohr: „Und so etwas will ein verständiges Mädchen sein? Kann man dir denn nicht über den Weg trauen?“

Schorena tätschelte ihm die Hand und lächelte ihn glücklich an. Als Hochzeitstag vereinbarte man Samstag, den 8. September.

# Das Opfer



Über die Baustelle Nummer 3 des Trusts „Schnelles Bauen“ liefen mitten unter den sich gemächlich bewegenden Bauarbeitern zwei Männer mit ernstem Gesicht. Der Vorgehende trug einen Strohhut nach Sombbreroart. Der Nachfolgende war barhäuptig, ein Umstand, der ihm zu schaffen machte., denn die Augustsonne sengte unbarmherzig seinen Schädel. Der Mann mit dem Sombbrero blieb hier und da vor einem ungeschickt zersägten Schalbrett stehen, wartete auf seinen hitzegeplagten Kompagnon und wies auf den Fund.

„Das da?“

„Geht,“ keuchte der zweite.

Stumm hoben die beiden das Brett auf, nahmen es unter den Arm und trotteten zum Auto, das im Schatten einer Linde stand, des einzigen Baums weit und breit. Auch ohne bis drei zu zählen, warfen sie das Brett in tadellos synchronisiertem Schwung auf die Ladenfläche. Schon kehrten sie wieder um: voran schritt, seinen Hut zurechtrückend, der Mann mit dem Sombbrero, und ihm nach folgte, sich die Hände eifrig abklopfend, der Barhäuptige. Nicht einmal der im Wohnwagen dösende Nachtwächter, ein Aserbajdschaner, zweifelte daran, da sich die beiden Männer für Abfallmaterial interessierten. Natürlich wäre es gut und nützlich gewesen, zu erfahren, wieso und wofür die Männer die Holzabfälle benötigten, doch verspürte der Wächter keine Lust, sein Schattenplätzchen zu verlassen.

Die gleichsam aus einer Staubwolke hervorschießende schwarze Limousine bemerkte zuerst der Mann mit dem Sombbrero. Von Unruhe gepackt, wie eine Ratte in der Falle, schleuderte er, ohne seinen Kompagnon vorzuwarnen, das Brett, das sie eben trugen, zu Boden und schrie: „Chingawa!“

Schon rannte er auf die schwarze Limousine zu, aber da flog ihm der Sombbrero vom Kopf, er schnellte herum und jagte dem Hut nach, fing ihn, stopfte ihn sich wie einen widerspenstigen Truthahn unter den Arm und trabte weiter bergab. Stumm und ergeben folgte ihm der Kompagnon. Einmal holte er den Flüchtenden sogar ein und rief: „was ist los? Wer ist das? Wo soll ich hin?!“

„Chingawa!“ wiederholte der Mann mit dem Sombbrero nur und setzte wie ein trainierter Hürdenläufer über einen Strauch. Der Kompagnon ahnte allmählich, was los war, warf sich flach zu Boden und robbte in die nächste Senke, wo er ein wenig Atem schöpfte, dann lief er durch einen tiefen Graben, umging einen Stapel mit Schiefer abgedeckter Türen und Fensterrahmen, setzte sich auf ein



Fleckchen staubigen Grases, das wie durch ein Wunder den Baggerklauen entgangen war, und wischte sich lange mit einem Taschentuch den Schweiß von Hals und Gesicht.

Aus seiner Deckung beobachtete er gespannt den Fortgang der Ereignisse. Der Mann mit dem Sombrero erreichte die schwarze Limousine eben in dem Augenblick, als der Fahrer scharf bremste und hielt. Für ein Weilchen verschwand der Mann mit dem Sombrero in einer gelblichen Staubwolke, als diese sich aber verzogen hatte, sah unser Beobachter, dass Chingawa (ein etwa vierzigjähriger Mann von mittlerer Statur und normalem Äußeren, der trotz der Gluthitze korrekt Anzug und Krawatte trug) ausgestiegen war und dem zu seinem Empfang angetretenen Mann die rechte auf die Schulter legte – nicht anders als Tariel bei Awtrandils\* Begrüßung auf einer Illustration von Irakli Toidse. Der kleinwüchsige Mann strahlte Chingawa glücklich an und hatte überhaupt nicht die Absicht, den Sombrero auf seinen angestammten Platz zurückzusetzen.

Jetzt ist es an der Zeit, lieber Leser, Licht ins Geheimnisumdunkelte Bild zu bringen und aller Welt zu enthüllen, wer diese Leute sind und was auf der Baustelle Nummer 3 des Trusts „Schnelles Bauen“ vor sich geht.

Der hinter der Barrikade aus Türen und Fensterrahmen hockende Mann, den der Herrgott dazu verdammt hat, wer weiß wie lange in dieser Gluthitze zu braten, ist kein anderer als der Komponist Surab Robakidse. Doch muss Mann sehr genau hinschauen, um Surab Robakidse in seinem Jetzigen Aufzug wiederzuerkennen. Während man ihn sonst in schwarzem Anzug, in einem weißen, bestickten Hemd und mit Fliege zu sehen gewohnt ist, trägt er zur Zeit einen an Knien und Ellbogen geflickten Turnanzug für vier Rubel zwanzig, und seine nackten Füße stecken in zerrissenen Velvetschuhen, die vor zwei Jahrzehnten modern gewesen sind. Der Komponist ist unrasiert und sein für gewöhnlich sorgfältig frisiertes Haar so zersaust, dass man meint, die weiche Fülle habe noch nie ein Kamm berührt. In derart ungepflegtem Zustand hat selbst die Ehefrau den Komponisten lange nicht mehr gesehen.

Was mag ihn bei dieser Gluthitze und in diesem tadelnswerten Auszug aus dem Haus getrieben haben? Ein Vorhaben. Der Komponist baut auf dem Gartengrundstück, das ihm der Komponistenverband fünfzehn Jahren zugeteilt hat, eine winzige, zugige Bretterhütte als Regenschutz. Um sich der Ausdrucksform zu bedienen, die in dem vor Stadtbezirksexekutivkomitee an die Milizabteilung geschickten Funktelegramm verwendet wurde – „er betreibt unerlaubte Bautätigkeit. Surab Robakidse wohnt mitten in der Stadt, in der zentralen Hauptverkehrsstraße, im ersten Stockwerk eines Neubaus mit hundertzwanzig Wohnun-

\*Helden aus dem Epos „Der Recke im Tigerfell“ von Schota Rustaweli



gen. Wenn man vom Schmutz und Staub einmal absieht, da hat der Autolärm der Komponisten schon längst vergessen lassen, wie Schlaf und Erholung sind. Anfangs, als Neumieter, pflegte er, um sechs Uhr früh am Fenster zu stehen und die Parade der Autos abzunehmen, aber das führte zur Neurose und machte es ihm immer schwerer frühmorgens aufzustehen, so dass er davon abließ, die Belegung des Verkehrs auf der städtischen Hauptverkehrsader zu begrüßen. Er kann aber auch im Halbschlaf genau unterscheiden, welcher Fahrzeugtyp an seinen für alle Zeiten dichtgemachten Fenstern vorbeifährt. Da Surren der PKW geht ja noch an, doch ganz besonders werden die Nerven von der großen Bussen mit offenen Motorklappen und die mit Diesel Fahrenden Schwerlastzügen gereizt.

Von diesem Garten habe ich sowieso keinen Nutzen (im Frühjahr bestellte Surab treu und redlich sein Stück Boden, hackte, grub, wässerte, spritzte Gift und streute Dünger, trieb alles bis zu einer guten Frucht, sobald er aber beschloss, am nächsten Tag zu ernten, suchten Diebe ausgerechnet in der letzten Nacht sein Grundstück heim und plünderten es), ich baue mir eine Hütte, kaufe mir einen Schlafsack und kann dann wenigstens am Wochenende einen ruhigen Schlaf genießen – so dachte eines schönen Tages der Komponist Surab Robakidse. Nicht zu denken indes war an eine Baugenehmigung für solch ein Sommerhäuschen. Eine Zeitlang schrieb er Anträge und Eingaben als er aber die endgültige Absage erhielt, war sein Mut gedämpft, den noch sei gesagt, dass tief in seinem Innern der Wunsch, sich eine Hütte zu bauen, still weiterlebte.

Bei einer nachbarlichen Plauderei mit dem Leiter der Baustelle Nummer 3 des Trusts „Schnelles Bauen,“ dem Ingenieur Rewas Abuseridse, brachte der Komponist eines Tages seinen unerfüllten Wunschtraum zur Sprache. Rein zufällig ergab ein Wort das andere, wie sonst wäre es Surab eingefallen, seine alte Wunde wiederaufzureißen. Rewas Abuseridse stachelte ihn an:

„Wozu der Genehmigungskram, Mann, pfeif darauf, wegen so einer Hütte wird dich keiner aufhängen. Komm morgen zu mir. Auf der Baustelle liegt jede Menge Abfallmaterial herum. Ich muss es sowieso abschreiben, oder der Nachtwächter holt es sich, um es zu verscherbeln. Da sollst du es lieber verwenden. Wir laden ein Auto voll, und los geht es! Für Abfälle sind keine Papierchen nötig, also wird kein Mensch hindern.“

Dem Komponisten erschien der Vorschlag annehmbar, und am darauffolgenden Tag fuhr er an der Baustelle Nummer 3 des Trusts „Schnelles Bauen“ mit einem Lastauto vor.

Nun wird sich selbst der einfältigste Leser denken können, dass wir zu Beginn

der Erzählung Zeuge gewesen sind, wie wir Surab Robakidse unerlaubte Hütte Abfallmaterial gesammelt wurde, dass der Mann mit dem Sombbrero der Bauleiter Rewas Abusseridse war und sein Kompagnon der Komponist Surab Robakidse. Und Chingawa? Wer war der mit der schwarzen Limousine gekommene Sympatische Mann, bei dessen Auftauchen selbst dem bauleiter Rewas Abusseridse der Schreck in die Glieder fuhr, während sich der Komponist angstschlotternd wie ein Hase ins Versteck flüchtete, fest entschlossen, seinen unbequemen Beobachtungsposten nicht eher zu verlassen, bis Chingawa mit der schwarzen Limousine wieder verschwunden war. Chingawa, lieber Leser, war der Minister für den „Schnell-Billig-Schön-Bau.“ Die Gebäude sollten nämlich noch im September übergeben werden. Bis dahin blieben noch kaum zwei Monate Zeit, und Genosse Chingawa kam daher täglich inspizieren.

Inzwischen strebte Chingawa, nachdem er, wie bereits erwähnt, ausgestiegen war, dem ihm entgegeneilenden Bauleiter die Hand auf die Schulter gelegt und ihn gefragt hatte: „Wie geht es?“ festen Schrittes den Baugerüsten zu. Rewas Abusseridse hielt längst eine Antwort auf die Frage bereit, und dem Minister nachlaufend, schrie er ihm ins Ohr: „Das geht so nicht. Uns fehlen Arbeitskräfte, der Zement wird zu spät geliefert und hat schlechte Qualität, mit den Nägeln sind wir am Ende.“

Chingawa musste jedoch, dass das Haus trotzdem gebaut würde, darum nahm er sich die ständigen Klagen des Bauleiters nie sonderlich zu Herzen. Er stieg wie immer auf den Gerüsten umher, machte gegenüber dem Bauleiter ein paar humorige Bemerkungen, sagte zuversichtlich: „Du wirst schon klarkommen!“ und verabschiedete sich eilig von dem Ingenieur, der wieder einmal nichts ausgerichtet hatte. Mit langem Gesicht startete Abusseridse dann noch ein Weilchen der in einer Staubwolke verschwindenden Limousine nach. Allmählich kam ihm die Erkenntnis, dass sich Chingawa wegen der Termingerechten Übergabe des Objekts nicht gerade umbrachte. Der oberste Chef des „Schnell-Billig-Schön-Baus“ wollte einfach in die Geschichte eingehen: Tagtäglich, sollte es später heißen, hat Genosse Minister Chingawa persönlich die Baustelle aufgesucht. Wie üblich stieg also Chingawa auch an diesem Tag auf den Gerüsten umher, gönnte Abusseridse ein paar humorige Bemerkungen, ermunterte ihn:

„Na, wirst schon klarkommen!“ und schickte sich an, zu seiner schwarzen Limousine zurückzukehren, aber da fiel ihm der Stapel der Fensterrahmen und Türen ins Auge. „Oh, Fenster und Türen sind auch schon da,“ sagte er zu Rewas Abusseridse und steuerte geradewegs auf Surab Robakidses Versteck zu. Jedenfalls schien es dem Komponisten so. Chingawa ließ seinen Blick über den

Stapel der Türen und Fensterrahmen gleiten und wollte schon umkehren, als er einen Mann zögernd auf sich zukommen sah. In dem Glauben nämlich, entdeckt worden zu sein, hatte der Komponist sein Versteck verlassen und näherte sich nun wie ein beim Versteckspiel „angeschlagenes“ Kind schüchtern dem Minister. Chingawa erkannte den Komponisten sofort und streckte ihm die Hand hin, jedoch betrachtete er ihn zugleich zweifelnd, verunsichert, ob er es auch wirklich mit dem bekannten Komponisten zu tun habe oder ob er einem Irrtum erlegen sei.

„Herr Surab?“ Mehr sagte Chingawa nichts, aber in diesen zwei Worten klangen alle seine erstaunten Fragen mit: Was machen Sie denn hier? Was sucht ein Komponist auf der Baustelle eines Jugendlagers? (Der vergessliche Autor ließ bisher unerwähnt, dass auf der Baustelle Nummer 3 des Trusts „Schnelles Bauen“ ein Jugendlager errichtet wurde.) Mir als Minister setzen alle mögliche Jugendorganisationen zu, darum bin ich Tag für Tag hier, aber Sie, was machen Sie hier? Wenn Sie zu einer Besichtigung hergekommen sind, warum dann diese Aufmachung, und warum sind Sie derart eingestaubt?

Unterdessen hatte der Bauleiter den Minister eingeholt, instinktiv erfasste er die ganze Verwickeltheit der entstandenen Lage und fand einen erstaunlichen Ausweg.

„Herr Surab ist hier wie zu Hause,“ erklärte er.

Der verwunderte Blick des Ministers richtete sich nun auf den Bauleiter.

„Er kommt jedes Wochenende, macht mit. Er hat sozusagen die Patenschaft über unsere Baustelle übernommen.“

„Was tut er?“ fragte Chingawa dumpf.

„Er fasst mit zu. Arbeitet körperlich. Und er ermuntert uns. Wenn ihr die Leitung euer Wort gegeben habt, sagt er, dürft ihr euch auch nicht blamieren. So schlicht gekleidet, wie Sie ihn sahen, kommt er her und hilft mal ein Auto beladen, und mal reicht er Schalbretter zu. Kurz, er arbeitet wie ein einfacher Bauarbeiter. Noch dazu unentgeltlich, ganz ohne Eigennutz.“

Der Komponist errötete bis zu den Ohren. Verstohlen blickte er umher und suchte nach einem Schlupfloch. Verwunderlich war nur, wie Abusseridse all das so todernst hervorbringen konnte.

„Allerbesten Dank, Herr Surab, ich danke Ihnen in meinem persönlichen Namen wie auch im Namen meiner Dienststelle. Ich wusste gar nicht, dass es noch solche Menschen gibt.“

„Aber nicht doch, wieso danken Sie mir?“ erwiderte der Komponist mit trockenem Mund.



„Tüchtig, tüchtig. Alle Achtung. Wissen Sie, was für eine großartige Sache das ist? Sie, ein Komponist, lassen Ihren Flügel sein und schleppen auf der Baustelle Ziegelsteine. Sie vergeuden Ihre kostbare Zeit, um den Bauarbeitern zu helfen. Unglaublich, eine großartige Sache!“

Der Minister hielt für einen Moment inne. Ihn entzückte nicht schlechthin das Tun Surab Robakidses, sondern er stellte sich auch vor, welchen Ruhm es dem Komponisten eintragen würde, und, offen gesagt, beneidete er ihn ein wenig.

Der Pate der Bauarbeiter musste jetzt seinen Mann stehen. Er musste etwas sagen, was seine Position festigt, und der Komponist entschloss sich zu einer Erwiderung: „Was bleibt mir anderes übrig. Wenn es mir schon nicht gelingt, eine Musik zu schaffen, die des Werkes der Bauarbeiter würdig ist, muss ich ihnen doch wenigstens auf diese Weise helfen, hochverehrter Chingawa. Mit eigener Hand einen Nagel einzuschlagen erscheint mir immer noch wichtiger, als zu jammern und leere Versprechungen zu machen.“

„Sogar davon abgesehen,“ unterbrach ihn der Minister, „wissen Sie, was allein Ihr Erscheinen hier auf der Baustelle für eine immense Bedeutung hat? Sehen Sie nur, wie begeistert die Bauarbeiter zu Ihnen blicken. Ein Komponist arbeitet mit uns Seite an Seite – dieser Gedanke geflügelt sie. Großartig, einfach großartig.“

Chingawa wollte noch etwas sagen, doch er überlegte es sich anders und schritt auf seine schwarze Limousine zu. Auf halbem Wege besann er sich erneut anders, blieb stehen, machte kehrt, ging noch einmal zu dem Komponisten, umarmte ihn, küsste ihn sechsmal rechts und links auf die Wange und entfernte sich mit Tränen in den Augen.

Was die Bauarbeiter betraf, so war ihnen keineswegs eine besondere Begeisterung anzumerken. Sie bewegten sich gemächlich auf den Gerüsten und verrichteten ihr Werk. Sie hatten nur eine verschwommene Vorstellung davon, wer Chingawa war und was für eine Funktion er ausübte, von dem Komponisten Surab Robakidse aber hatten sie überhaupt noch nichts gehört, ja sie hätten auch nicht für möglich gehalten, dass dieser unrasierte Mensch in dem geflickten Turnanzug ein Komponist war.

Als die schwarze Limousine in einer Staubwolke verschwunden war, durchfuhr Surab Robakidse ein Schreck, ein Weilchen stand er entgeistert da, dann sagte er vorwurfsvoll zu Rewas Abusseridse. „Was hast du mir da eingebracht, Rewas?“ Rewas Abusseridse hielt sich vor Lachen den Bauch.

„Das ist ein Ding! Das geschieht denen Recht! Ich konnte doch nicht gut sagen,

06/464



dass dieser ehrenwerte Herr, ein bekannter Komponist, unerlaubterweise ein Gartenhäuschen baut und wir beide hier Abfallmaterial stibitzen!“

„Ja, aber wenn er nun irgendwo darüber spricht?“

„Soll er doch. Was kann er dir Schlechtes nachsagen? Ist es nicht überall so? Steht nicht die halbe Welt auf solchem Schwindel?“

Am darauffolgenden Tag berichtete Chingawa während der Aktivsitzung, dass auf der Baustelle des Jugendlagers aus freiem Willen und völlig unentgeltlich der Komponist Surab Robakidse selber mit anpackte und den Bauarbeitern half.

Es bedurfte keine Woche, dass der Name Surab Robakidse neben drei anderen Namen der populärste in der Stadt wurde. Groß und klein sprach nur noch von ihm, es gab keine Versammlung mehr, ohne dass sein Name fiel. Das Gewerkschaftskomitee überreichte ihm bereits die dritte Urkunde, die Schuljugend schrieb seinen Namen ins Ehrenbuch.

Die Zeitungen brachten ihn groß heraus, und Radio und Fernsehen berichteten alle Augenblicke über seine Arbeitstaten. Den Heranwachsenden wurde er als Ideal hingestellt, den Herangewachsenen als Beispiel. Am Eingang des Gebäudes des Komponistenverbandes prangte ein Großfoto von Surab Robakidse. Man veranstaltete Abende mit ihm und überschüttete ihn mit herzbewegenden Worten. Schließlich wurde ein Teil der Leser schon müde, in der Lokalpresse stets und ständig Surab Robakidses Abbild zu begegnen. Im städtischen Keramik-Atelier entstanden Büsten des auf der Baustelle arbeitenden Komponisten als Souvenir. Bei Begegnungen in Schulen überreichte man Surab Robakidse Alben mit Fotos von Helden des Komsomol, und die Pioniere leisteten den Eid, diesem neuen Helden in allem nachzueifern.

Zu guter Letzt empfand Surab Robakidse Scham. Er ließ von der unerlaubten Bautätigkeit ab und begann tatsächlich, an den Wochenenden auf der Baustelle Nummer 3 des Trusts „Schnelles Bauen“ mit anzupacken.

880.669

E90.892  
30  
500135544  
60299NF101935